



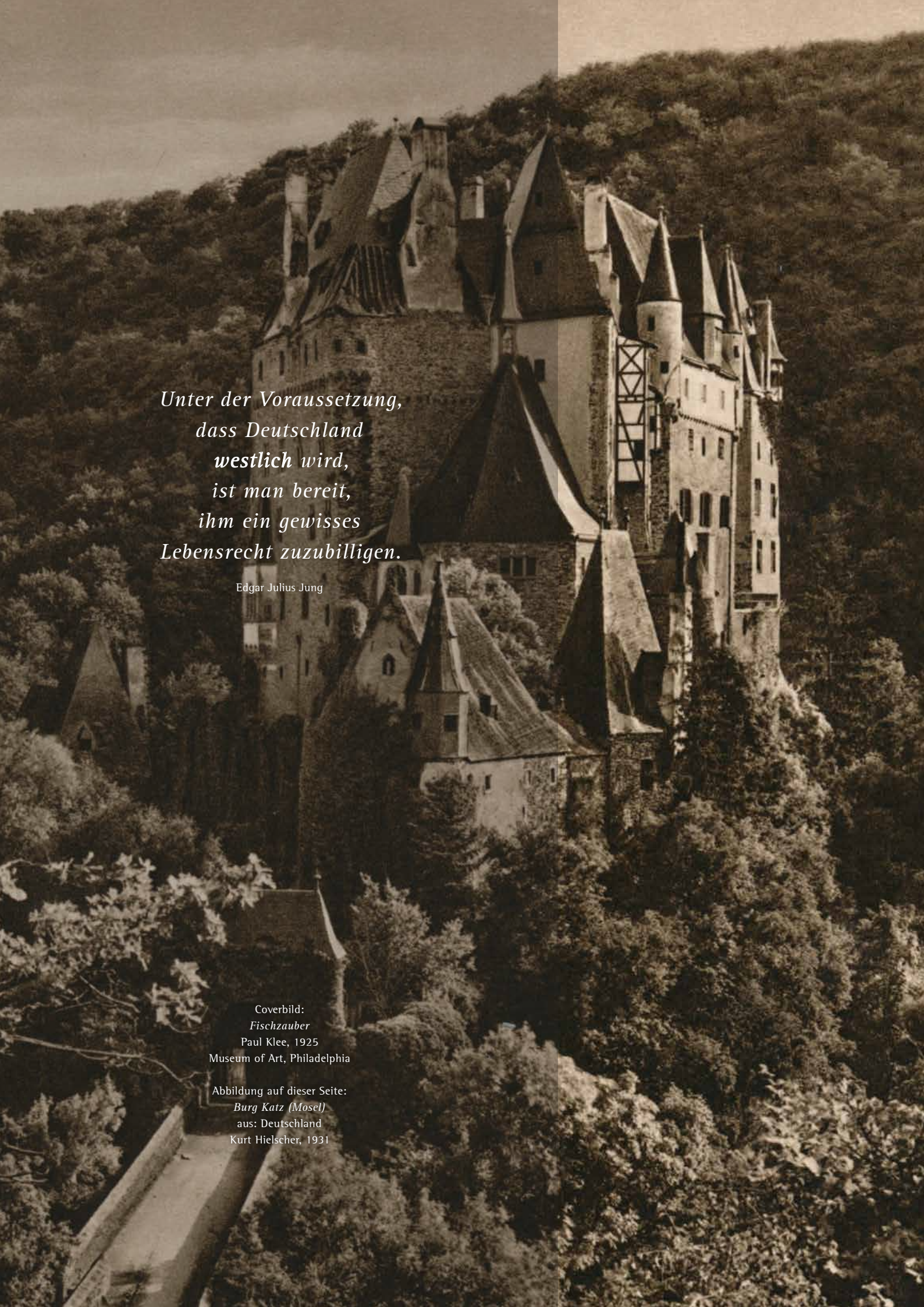
Attersee Report

Atlantis

David Engels · Caesar ante portas
Philip Mastny · Trump: 2. Akt, 1. Jahr
Felix Lenitz · Der Kontinent ohne Eigenschaften



Ausgabe Nr. 45 · März 2026



*Unter der Voraussetzung,
dass Deutschland
westlich wird,
ist man bereit,
ihm ein gewisses
Lebensrecht zuzubilligen.*

Edgar Julius Jung

Coverbild:
Fischzauber
Paul Klee, 1925
Museum of Art, Philadelphia

Abbildung auf dieser Seite:
Burg Katz (Mosel)
aus: *Deutschland*
Kurt Hielscher, 1931

Vorwort

Sehr geehrte Damen und Herren!



Im letzten Report war von einem Kampf zu lesen, in dem keine Gefangenen gemacht werden. Gemeint war der Kulturkampf des US-Präsidenten. Wenige Tage nach dem Erscheinen der Ausgabe wurde der venezolanische Staatschef verhaftet – von den USA!



Das hat erst auf den zweiten Blick etwas mit einem Kulturkampf zu tun, zeigt aber, wie dynamisch die Macht jenseits des Atlantiks agiert. Das geht selbst an unserer Partei im kleinen Österreich nicht vorbei, zumal mit der neuen Sicherheitsstrategie der USA eine Zeitenwende einhergeht. Zum ersten Mal in der Zweiten Republik betrachtet der „Hegemon“ eine patriotische Partei wie die FPÖ nicht als Betriebsunfall der Geschichte, sondern als politisch-strategischen Partner.

Vor diesem Hintergrund werden wir uns in den kommenden Ausgaben des Reports der Frage widmen, wie das Verhältnis zwischen der EU und dem III. Lager gestrickt ist und wie es sich weiterentwickeln könnte, beziehungsweise sollte. Die geänderten Rahmenbedingungen – zu denen die neue Gravität der FPÖ zählt – geben Hoffnung, dass in der EU noch nicht alles verloren ist, sondern sich all jene durchsetzen, die es mit Europa ehrlich meinen. Dabei muss man sich stets vor Augen halten, dass die EU lediglich eine Teilmenge Europas ist.

Diese Perspektive braucht die EU in Wahrheit wie einen Bissen Brot, zumal die Frustration bei den Bürgern der Mitgliedsstaaten längst in die Frage nach dem Sinn der Mitgliedschaft gekippt ist. Nicht weil sie Anti-Europäer wären, sondern weil sie mit der Politik der EU-Kommission nicht mehr mitwollen! Mein Beitrag über die „liberale Demokratie“ in dieser Ausgabe darf als Ouvertüre verstanden werden.

Apropos Demokratie: Die Ankündigung einer Volksbefragung zur Wehrpflicht hat wieder einmal gezeigt, wie richtig die FPÖ mit ihrer Forderung nach einem Ausbau der direkten Demokratie liegt. Bereits vor Jahren hat sich der Report damit auseinandergesetzt. Man kann davon ausgehen, dass der Kanzler diese Ausgabe nicht gelesen hat, sonst wäre ihm die veritable Blamage, in die er sich hineinmanövriert hat, möglicherweise erspart geblieben. Eine Befragung zwischen einem „Ja“ und einem „Ja“ hat mit direkter Demokratie genau gar nichts zu tun, vor allem dann nicht, wenn man unter einem alle anderen Themen kategorisch ausschließt.

Da wie dort, in Brüssel wie in Wien, zeigt sich somit ein gefährlicher Trend, dass nämlich das Prinzip der kollektiven Selbstbestimmung multiplen Angriffen ausgesetzt ist. Diese Angriffe hinter blumigen Begriffen zu verbergen ist Teil jener Strategie, die wir aufdecken wollen.

Herzlichst Ihr
ParlRat Mag. Norbert Nemeth
Abgeordneter zum Nationalrat

Inhalt



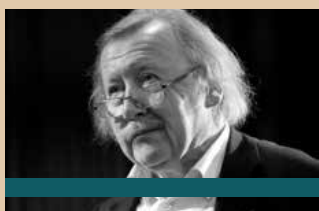
Theorie:

Der atlantische Staat	6
Caesar ante portas	8
Liberaler „Demokratie“	12
Unter Sozialdemokraten	16
Transatlantische Renaissance	21



Praxis:

Trump: 2. Akt, 1. Jahr	22
Trump ist der Wotan	29
Die Entschärfer	35



Feuilleton:

Der Kontinent ohne Eigenschaften	36
Adharas Stimme	46
Impressum	47

Editorial

Werte Leser!



Das Jahr 2026 hat mit außenpolitischen Hammerschlägen begonnen: Venezuela, Grönland, Iran waren die ersten neuralgischen Punkte, aber auch Kuba, Taiwan und die Ukraine bleiben als ungelöste Streitfälle der geopolitischen Raumaufteilung virulent, von dem ewigen Kampf um Palästina ganz zu schweigen.



Europa ist in all diesen Fragen außen vor. Das liegt einerseits daran, dass die europäischen Nationen politisch in der EU untergegangen sind, die den Kontinent mit Vollgas an die Wand fährt. Und andererseits daran, dass man sich seit Jahrzehnten aller Machtmittel entledigt hat, die den eigenen Standpunkt auf der Welt durchsetzen könnten. Der gesamte Wohlstand Europas fußt darauf, Rohstoffe auf dem Weltmarkt billig einzukaufen und in teurere Industrieerzeugnisse umzuwandeln, inklusive hochwertigen Dienstleistungen. Dieses System funktioniert aber nur so lange, als man technologisch an der Spitze steht und gleichzeitig in einem weltumspannenden regelbasierten kapitalistischen Umfeld operieren kann.

Die Amerikaner haben uns in beiden Hinsichten lange Zeit viel Luft zum Leben gelassen. Dies erfolgte zu beiderseitigem Vorteil, denn Europa war im Gegenzug bereit, seine Rolle als Vasall anzunehmen. Dazu gehörte auch die Aufgabe des riesigen europäischen Kolonialbesitzes, der die Rohstofffrage für Europa ja dauerhaft gelöst hätte. Dies duldeten die Amerikaner nicht, schufen zum Ausgleich aber den kapitalistischen Weltmarkt, den sie mit ihrer militärischen Macht schlussendlich auch überall durchsetzten.

Diese sogenannte regelbasierte Weltordnung ist aber nunmehr an ihr natürliches Ende gekommen, denn die Amerikaner ziehen sich in ihre Hemisphäre zurück. An die Stelle der bereits überspannten Globalisierung tritt die Aufteilung der Welt in Einflusszonen: die Großraumordnung. Die Folge ist, dass die Europäer von den Roh-

stoffquellen abgeschnitten werden, weil sie ihren Zugriff auf diese militärisch nicht durchsetzen können. Gleichzeitig fällt die EU technologisch immer weiter zurück und wird sowohl von den USA als auch von anderen, aufstrebenden Wirtschaftsmächten gnadenlos ausgebootet.

Das ist die Lage. Ihr stehen die europäischen Eliten vollkommen ideenlos gegenüber. Sie haben sich dem atlantischen System derart ausgeliefert, dass sie von der schrittweisen Aufkündigung des bisherigen Modus Operandi kalt erwischt werden. Dem Hauptbeschleuniger dieser Umwälzungen, dem mehrmaligen US-Präsidenten Donald Trump, begegnen unsere Eliten, so sehr ihre Hofmedien auch versuchen, ihre plumpe Furcht hinter politischem Hass zu verstecken, mit Ohnmacht. Denn er entzaubert sie vor den Augen ihrer eigenen Bevölkerungen total. Er offenbart, obwohl selbst oft eine lustige Gestalt, ihre grenzenlose Kleinheit. Darum schmeicheln sie ihm, schimpfen sie über ihn, betteln sie ihn an, drohen sie und kriechen sie doch.

Europa ist amerikanisch besetzt – und die Amerikaner verlieren die Lust daran, so zu tun, als wäre es anders. Die Atlantiker abzuschütteln, das ist für viele ein langersehnter Wunsch. Wehe uns, die wir noch sehen werden, was danach auf uns wartet!

Ihr Jörg Mayer, Chefredakteur

Der atlantische Staat



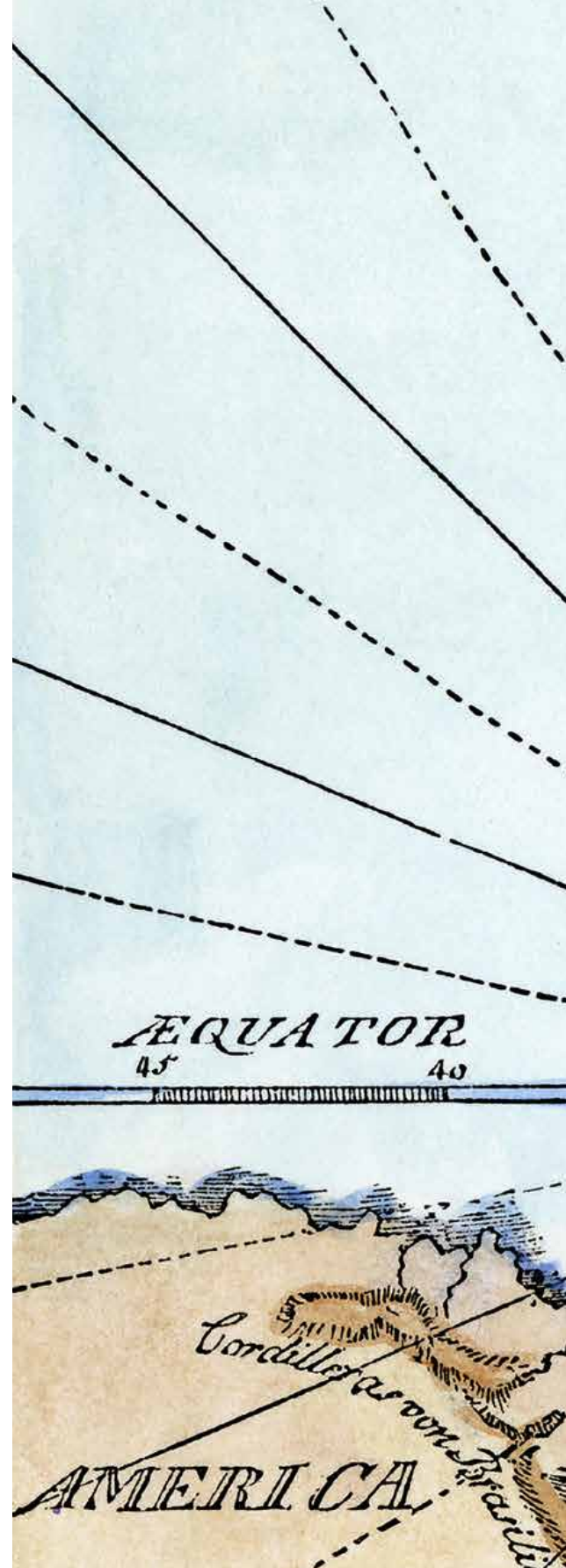
Auf dieser Insel Atlantis nun bestand eine große und bewundernswürdige Königsherrschaft, welche nicht bloß die ganze Insel, sondern auch viele andere Inseln und Teile des Festlands unter ihrer Gewalt hatte. Außerdem beherrschte sie noch von den hier innerhalb liegenden Ländern Libyen bis nach Ägypten und Europa bis nach Tyrrenien hin.

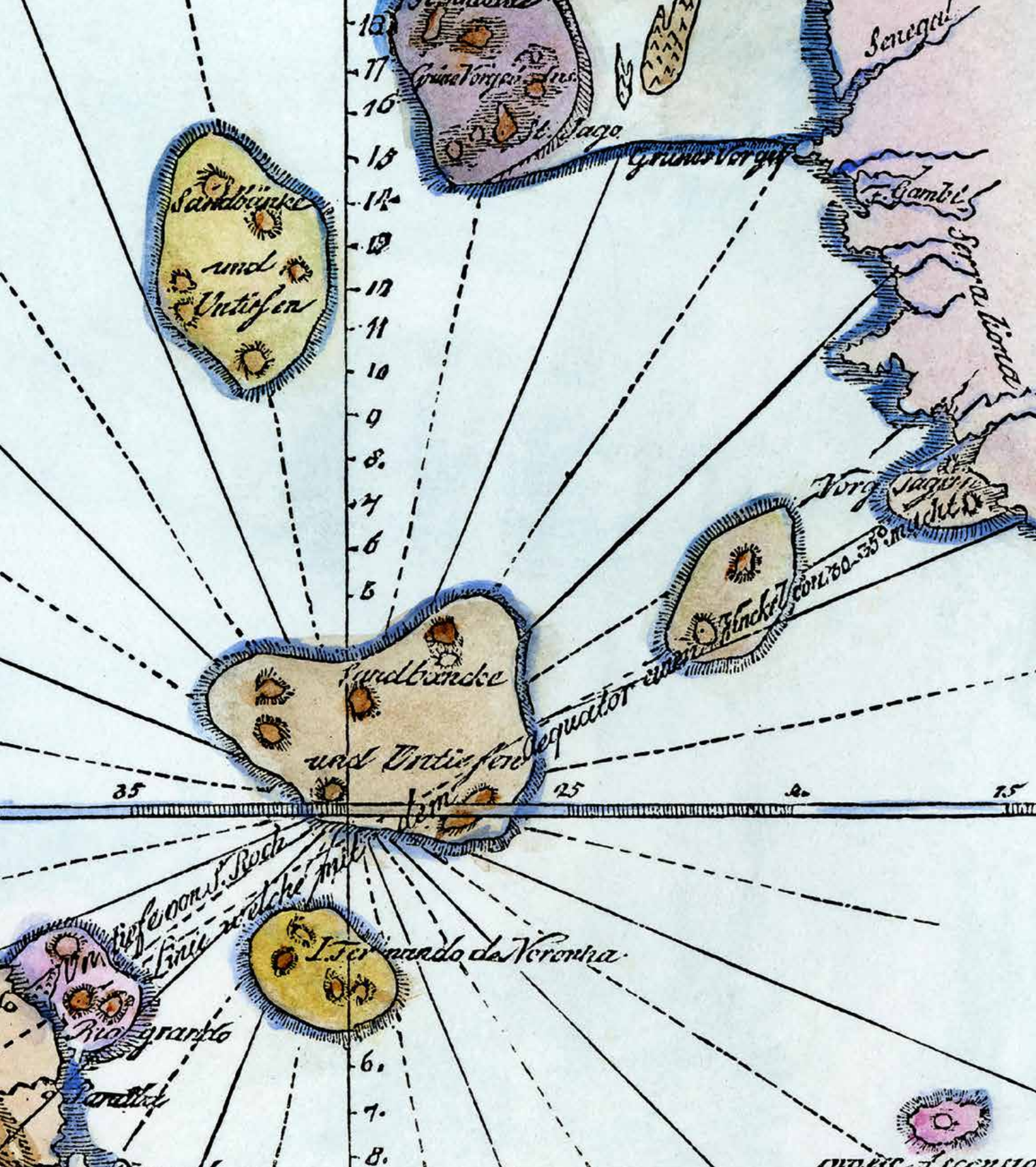
Indem sich nun diese ganze Macht zu einer Heeresmasse vereinigte, unternahm sie es, unser und euer Land und überhaupt das ganze innerhalb der Mündung liegende Gebiet mit einem Zuge zu unterjochen.

Da wurde nun, mein Solon, die Macht eures Staates in ihrer (vollen) Trefflichkeit und Stärke vor allen Menschen offenbar. Denn vor allen Andern an Mut und Kriegskünsten hervorragend, führte derselbe zuerst die Hellenen, dann aber ward er durch den Abfall der Andern gezwungen, sich auf sich allein zu verlassen, und als er so in die äußerste Gefahr gekommen, da überwand er die Andringenden und stellte Siegeszeichen auf und verhinderte so die Unterjochung der noch nicht Unterjochten und gab den Andern von uns, die wir innerhalb der herakleischen Grenzen wohnen, mit edlem Sinne die Freiheit zurück.

Späterhin aber entstanden gewaltige Erdbeben und Überschwemmungen, und da versank während eines schlimmen Tages und einer schlimmen Nacht das ganze streitbare Geschlecht bei euch scharenweise unter die Erde, und ebenso verschwand die Insel Atlantis, indem sie im Meere unterging.

Platon: Timaios, 24e-25d





Theorie

Salvator

Spuren von Atlantis auf halbem Weg zwischen
Afrika und Südamerika. Landkarte, 1785

13
14
15

David Engels

Caesar ante portas

Ein Gespräch über den Übergang des Abendlands



Oft ist die Rede von einem post-demokratischen Zeitalter, in dem wir uns schon befänden. Man mag darin die politische Variante des Sprechens von der Postmoderne, die längst die Moderne abgelöst habe, erkennen. Andere halten dem freilich entgegen, die Moderne sei noch lange nicht vorbei. Ja es gibt sogar Stimmen, die behaupten, wir seien noch nicht einmal in der Moderne angekommen. Gleich wie man unsere Gegenwart nun in die großen Epochenbögen einordnen mag, eines steht fest: Weder ist die Geschichte an ein Ende gekommen, noch wird das System der liberalen Demokratie, über den ganzen Globus etabliert, dieses Ende sein. Wir haben dem bekannten belgischen Althistoriker und Geschichtsphilosophen David Engels hierzu fünf Fragen gestellt, die Klarheit schaffen.

Sehr geehrter Herr Dr. Engels, leben wir gerade an einer Epochenschwelle?

Ja – und zwar nicht nur im banalen Sinn einer bloßen Regierungs- oder Konjunkturwende, wie man sie ja immer wieder in der Geschichte findet, sondern als Übergang zwischen zwei völlig verschiedenen Ordnungen. Eine Epoche endet, wenn ihre Grundannahmen ihre Glaubwürdigkeit verlieren: etwa dass Frieden durch Globalismus garantiert sei, dass demographische Kontinuität nebensächlich bleibe, dass Grenzen moralisch obsolet seien, dass demokratische Strukturen eine Regierung durch und für die Bürger garantieren, dass Technik alle Verwerfungen neutralisiere, dass der freie Markt den Mittelstand stärke, dass Identität durch Verwaltung ersetzt werden könne, dass politische Utopien nur einen ausreichenden Willensakt erfordern, um die Menschheit in ein leuchtendes Morgen zu führen. Damit schwinden aber nicht nur beliebige politische Annahmen, sondern die ultimativen Konsequenzen des jahrhundertealten humanistischen Projekts, das sich gegenwärtig im Wokismus der Postmoderne ad absurdum führt.

Was bleibt ist ein immenser Katzenjammer, der auch nicht etwa dadurch bekämpft werden kann, dass man mit aller Kraft in die „guten alten Achtziger“ zurückzukehren versucht: Wir gehen vielmehr auf eine Zeit schwerster Verwerfungen zu, die letztlich nur im Caesarismus der späten römischen Republik seines Gleichen findet und wahrscheinlich in ein konservatives „Goldenes Zeitalter“ eines neuen Augustus münden könnte – und damit gleichzeitig einer eher autoritären und traditionellen Herrschaftsform, wie sie in der Geschichte den Schlusspunkt nahezu aller großen Hochkulturen darstellt.

Was uns zu Donald Trump führt, von dem Sie einmal gemeint haben, er sei noch lange kein Augustus, tauge aber im besten Falle zu einem Cäsar. Brauchen wir, angesichts dieser Aussichten, Glück für das, was noch auf uns zukommt?

Glück braucht man immer, wenn man in eine Zeit eintritt, in der Strukturen erodieren und unberechenbare „große Einzelne“ an Gewicht gewinnen – doch „Glück“ ist dabei nur das oberflächliche Wort für etwas Tieferes: für das Zusammentreffen von Charakter, Gelegenheit und kollektiver Erschöpfung.



*Eine Epoche endet, wenn ihre Grundannahmen
ihre Glaubwürdigkeit verlieren.*



Donald Trump ist, unabhängig von Sympathie oder Antipathie, Ausdruck eines caesaristischen Moments: einer Konstellation, in der Verfahren nicht mehr legitimieren, weil sie keine Ergebnisse mehr liefern, und in der die Sehnsucht nach Entscheidung stärker wird als die Loyalität gegenüber Regeln.

Ein Augustus wäre jemand, der nach der Phase des Kampfes die Kräfte bindet, Maß und Dauer schafft, einen neuen Sinnhorizont eröffnet und die Exzesse des Bürgerkriegs in eine restaurative Ordnung überführt. Dafür braucht es nicht nur Macht, sondern Form, Tradition, Sakralität, Maß. Ein Caesar hingegen kann nur eine korrupte Ordnung erschüttern, Horizonte aufbrechen, erneut das ganze Potenzial des individuellen Willensaktes demonstrieren, die Illusion plebiszitär-charismatischer Fusion von Volk und Demagoge heraufbeschwören und, durch Zuspitzung, die Voraussetzungen schaffen, unter denen später ein anderes Ordnungsmodell möglich wird.

Daher bleibt es auch selten bei einem einzigen Caesar: Zerbricht einmal die innere Stabilität einer oligarchischen Gesellschaft durch die Selbstbehauptung einer oder mehrerer Einzelfiguren, für die sich nur die Frage „aut Caesar aut nihil“ stellt, kommt es zu einer Phase erbitterter Konkurrenz, in deren



Portraitkopf Julius Cäsar, 27–20 v. Chr.
Vatikanische Museen, Rom

Zentrum nichts weniger als die Weltherrschaft steht, und zwar nicht während eines kurzen Mandats, sondern dauerhaft. Donald Trump steht fraglos am Anfang einer solchen Entwicklung; ich denke, das Ende wird aber noch etwas auf sich warten lassen.

Jetzt stellt sich die Frage, wo Europa bei alledem bleibt. Eine tragende Rolle scheint uns jedenfalls von der Geschichte gerade nicht zugeordnet zu sein. Aber vielleicht müsste man ohnedies zuerst danach fragen, was dieses vielbe-

schworene Europa eigentlich sei. Oder eher, wo es, ins Symbolische ausgreifend, liegt: In Rom? In Nazareth? Im Teutoburger Wald? Im Atlantik? Auf halbem Wege zwischen Tel Aviv und New York?

Eigentlich benutze ich ja lieber den Begriff des „Abendlands“, um deutlich zu machen, dass es sich wesentlich um zivilisatorische und nicht geographische Kategorien handelt. Die Mitte des Abendlands liegt deshalb auch nicht auf einer Landkarte, sondern in einer ganz besonderen, gewissermaßen „faustischen“ Spannung. Rom steht, auf den Schultern der Griechen, für Ordnung, Recht, Institutionen, Verstand, Imperium; Nazareth für Transzendenz, Personalität, Schuld, Erlösung; der „Teutoburger Wald“ für Freiheit, Eigenständigkeit und



*Zivilisationen schwinden nicht aufgrund
von äußeren Katastrophen, sondern weil ihre Bürger
sich mit ihnen entsolidarisieren und keinerlei
Loyalität mehr für das historische Erbe
ihrer Vorfahren empfinden.*



die zahlreichen Traditionen der autochthonen europäischen Völker; der Atlantik schließlich für Entdeckung, Unendlichkeit und die Übertragung des „faustischen“ Dranges weit über die Horizonte hinaus. Das Abendland entstand, wo diese Elemente nicht gegeneinander ausgespielt, sondern in einen produktiven Bezug gebracht wurden.

Freilich ist die Frage völlig legitim, inwieweit wir Europäer noch über genügend historische Energie verfügen, um unser eigenes Schicksal in die Hand zu nehmen, oder ob wir in der Tat nicht schon unwiderruflich zu einer Art Freilichtmuseum geworden sind, dessen Handlungsfähigkeit faktisch längst zugunsten der Achse Washington-Tel Aviv verschwunden ist – Europa als moderne Neuauflage der Griechen im römischen Reich, die sich der kulturellen Überlegenheit ihrer zunehmend zurückliegenden Vergangenheit rühmen, während die echten Entscheidungen anderswo getroffen werden. Zivilisationen schwinden nicht aufgrund von äußeren Katastrophen, sondern weil ihre Bürger sich mit ihnen entsolidarisieren und keinerlei Loyalität mehr für das historische Erbe ihrer Vorfahren empfinden: Die „Posthistorie“ entsteht von innen, nicht von außen, und wir in Europa haben diesen Weg leider schon sehr weit beschritten.

Hat Deutschland, das ja als europäisches Kernland immer ein Raum gewesen ist, in dem



Agrigent, Tempel der Dioskuren

ganz bedeutsam Geschichte gemacht wurde, seine Rolle ausgespielt? Hat es insbesondere mit der Aufgabe der christlichen Reichsidee seine Stellung in der Mitte des Abendlands zurecht eingebüßt?

Deutschland war über Jahrhunderte – gerade durch seine staatliche „Unabgeschlossenheit“ – ein Kristallisationspunkt Europas: nicht nur durch Macht, sondern durch Vermittlung zwischen Nord und Süd, Ost und West, zwischen Romanität, Germanität und Slawentum, zwischen Reichsgedanke und regionaler Vielheit. Die christliche Reichsidee, so unvollkommen sie historisch auch gelebt wurde, war eine Form, die diese Vermittlung ermöglichte: ein übergeordnetes Prinzip, das politische Vielfalt nicht vernichtete, sondern ordnete; und gleichzeitig eine Erinnerung daran, dass Autorität ihre Legitimität nicht nur aus bloßer Stärke, sondern auch und vor allem aus Bindung an etwas Höheres gewinnen sollte. Die Moderne hat diese Idee erst konfessionell, dann auch nationalstaatlich säkularisiert und schließlich auch noch moralisch diskreditiert, bis Deutschland sich zuletzt nur noch als „postnationale“ Verwaltungsfläche und nicht mehr als kulturelles Zentrum begriff.

Das Ergebnis ist weniger ein Verlust an Prestige als ein Verlust an innerer Gravitation: Wer seine Tradition nur noch als Schuldgeschichte erzählt und selbst die großartigsten Momente seiner Ver-



Viele Menschen spüren, dass ihnen nicht nur der Wohlstand, sondern auch der tiefere Sinn ihrer Existenz entgleitet, und dass sie in einer Spätzeit leben, in der sich einige grundlegende Fragen vielleicht zum letzten Mal in unserer abendländischen Zivilisation entscheiden werden.



gangenheit nur als teleologisch auf das Dritte Reich zulaufend begreift, der kann Identität nur noch durch Negation oder bestenfalls über Verfahrensfragen verstehen. Immerhin hatte man nach 1945 noch versucht, die verständlicherweise problematisch gewordene deutsche Identität im erneuerten Abendlandsgedanken aufzuheben; nachdem die EU sich aber von der zivilisatorischen Identität ab- und einer rein globalistisch-humanistischen Identität zugewandt hat, ist selbst dies nicht mehr

möglich. Ob Deutschland zusammen mit dem alten mittelalterlichen Reichsgedanken auch seine welt-historische Rolle endgültig verspielt hat, ist freilich noch offen. Deutlich scheint mir aber, dass ohne eine erneuerte, nicht restaurativ-naive, sondern reflektierte Rückbindung an die geistigen Grundlagen des Abendlands und des Christentums Deutschland zwar wirtschaftlich noch eine Zeit lang wichtig bleiben mag, aber zivilisatorisch früher oder später in Beliebigkeit verschwinden wird.

Zum Abschluss: Sind Sie eigentlich überrascht davon, dass Ihre Gedanken ein so aufgeschlossenes Publikum finden? Gibt es vielleicht eine verborgene Sehnsucht im modernen Menschen, auf die Ihre Konzepte antworten?

Überrascht bin ich weniger vom Interesse als von der Geschwindigkeit, mit der es wächst! Denn in stabilen Zeiten wirken Überlegungen über Zivilisatoris-



Berliner Bundestagsgebäude als Ruine

sationsfragen, Identität und Solidarität wie rein akademische Elaborate; in instabilen Zeiten werden solche Fragen aber plötzlich existentiell. Viele Menschen spüren, dass ihnen nicht nur der Wohlstand, sondern auch der tiefere Sinn ihrer Existenz entgleitet, und dass sie in einer Spätzeit leben, in der sich einige grundlegende Fragen vielleicht zum letzten Mal in unserer abendländischen Zivilisation entscheiden werden. Unter der Oberfläche des modernen Aktivismus lebt daher trotz aller Kritik weiterhin

eine tiefe Sehnsucht nach Ordnung, Zugehörigkeit, Transzendenz, also nach einer Welt, die nicht ausschließlich aus rein relativistischen Optionen besteht.

Meine Konzepte treffen diesen Punkt, weil sie das Unbehagen nicht psychologisieren oder gar kriminalisieren, sondern historisch einordnen und auf eine Richtung hin deuten: als Symptom einer späten Phase, in der die Selbstverständlichkeiten der Moderne sterben und neue entwickelt werden müssen, die auf einer konstruktiven und gleichsam rationellen Rückkehr zur Tradition beruhen müssen, um dauerhaft zu bleiben. Daher betone ich immer wieder, dass Rückkehr nur als bewusste Wiedereingung möglich ist: nicht als Flucht in Nostalgie, sondern als kreative Rekonstruktion von Form aus jenem Geist heraus, der sie einst hervorgebracht hat – Christenheit und Reichsgedanke.

Norbert Nemeth

Liberales „Demokratie“

Von der Ausschlussfunktion des zeitgenössischen Demokratiebegriffs



„Je allgemeiner die Begriffe, desto mehr Parteien können sich ihrer bedienen. Sie werden zu Schlagworten. (...) So entsteht ein Konkurrenzkampf um die rechte Auslegung und mehr noch um die rechte Handhabung der Begriffe. „Demokratie“ ist zum universellen Verfassungsbegriff geworden, den alle Lager für sich beanspruchen. (...) Auf diese Weise entsteht ein Wettstreit um die wahre politische Interpretation, der Ausschlussstechniken, die den Gegner daran hindern sollen, durch dasselbe Wort anderes zu sagen und meinen als man selbst.“

Dieses Koselleck-Zitat aus *Vergangene Zukunft* platziert Philip Manow in seiner sehr lesenswerten Analyse *Unter Beobachtung. Die Bestimmung der liberalen Demokratie und ihrer Freunde* an prominenter Stelle. Es ist augenscheinlich, dass zwischen dem Zitat und dem Untersuchungsgegenstand ein erheblicher Unterschied besteht. Derweil im Zitat von der „Demokratie“ die Rede ist, geht es bei Manow um die „liberale Demokratie“. Dass sich das Eigenschaftswort „liberal“ vor das Hauptwort „Demokratie“ gedrängt hat, ist eine solche Ausschlussstechnik.

Manow lokalisiert die Geburtsstunde des Begriffes der liberalen Demokratie in den frühen 1990er-Jahren. Dass dieser Begriff nicht nur bestimmbar, sondern regelrecht bestimmungsbedürftig ist, leitet er aus der Tatsache ab, dass es die liberale Demokratie „weder als spezifische Vorstellung noch als distinktes institutionelles Ensemble gab.“ Verantwortlich für diese Bestimmung sind all jene, die dem Demos misstrauen. Für Österreich ist der Demos die Summe der Staatsbürger, von denen gemäß Artikel 1 unserer Bundesverfassung das Recht ausgeht.

Bereits Ralf Dahrendorf hat in *Gesellschaft und Demokratie in Deutschland* aus dem Jahre 1971 den Versuch einer Definition unternommen. Er sah das Wesen der liberalen Demokratie in einer „inneren Demokratisierung der Gesellschaft“, somit in einem Umbau der traditionellen Gesellschaft in eine weniger autoritäre. Weil auf den Demos diesbezüglich kein Verlass sei, soll es an einer Elite liegen, die Gesellschaft zu verändern. Dabei wird der innere Widerspruch sichtbar: Jener Elite, die durch eine Einhegung des Demos die Realisierung der liberalen Demokratie gewährleisten soll, mangelt es an demokratischer Legitimität.

Manow geht es aber nicht um eine soziologische, sondern um eine verfassungsrechtlich-institutionelle Analyse, die mit den zentralistischen Bestrebungen der Europäischen Union untrennbar verbunden ist. Derweil der traditionelle Demokratiebegriff, der Demokratie nicht als Inhalt, sondern als Modus versteht, untrennbar mit dem der Nation verbunden ist, geht es bei der liberalen Demokratie um die Überwindung der nationalen Idee, die ihren verfassungsrechtlich stärksten Ausdruck im Demos, von dem das Recht ausgeht, findet. Ausgerechnet jenem



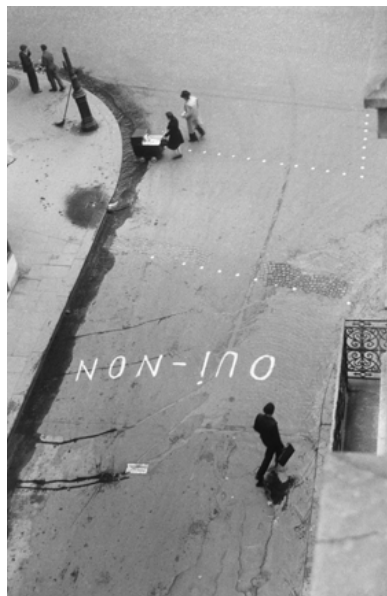
*So programmiert zunehmend das Recht die Politik
und nicht mehr die Politik das Recht.*



Demos, der eine latente autokratische Gefahr darstellt (wie die Theoretiker der liberalen Demokratie behaupten) und daher eingeeht und unter Beobachtung gestellt werden muss.

Als Gegenbegriff der „liberalen Demokratie“ entpuppt sich somit nicht die „Nicht-Demokratie“, sondern die „elektorale Demokratie“. Darunter verstehen wir im Wesentlichen, dass das letzte Wort im Staat der Souverän, das Volk, haben soll. Die FPÖ versteht sich als Partei der elektoralen Demokratie, insbesondere wenn sie den Ausbau der direkten Demokratie einfordert – und zwar auf Basis der sechs Grundprinzipien der österreichischen Bundesverfassung, zu denen das rechtsstaatliche und das liberale Prinzip gehören. Zum rechtsstaatlichen Prinzip zählt die Normenkontrolle durch den Verfassungsgerichtshof, zum liberalen Prinzip die Freiheit der Presse, der Vereine, der Versammlung, der Meinung und so weiter. Da wie dort kommt das Wort liberal vor, jedoch in einem jeweils anderen Zusammenhang:

Das eine Mal sollen die politischen Rechte des Demos gewährleistet werden, das andere Mal geht es darum, ihm wesentliche Teile seiner Gesetzge-



Wahlen zur verfassungsgebenden Nationalversammlung und Volksabstimmung in Frankreich, Oktober 1945

bungskompetenz wegzunehmen. Das Wesen der liberalen Demokratie besteht darin, die Bedeutung von Wahlen institutionell zu minimieren, um zu verhindern, dass jemals wieder im Wege der Demokratie der Faschismus zum Zug kommen kann – so jedenfalls die Selbstrechtfertigung all jener, die das Projekt der „ever closer union“ auf der Agenda haben. Bezeichnenderweise zählt auch die Unabhängigkeit der Zentralbank als Kriterium einer liberalen Demokratie, beispielsweise aber nicht mehr das Recht des Volkes, sich selbst eine restriktive (oder nicht restriktive) Fremdenpolitik zu geben. Dieses Recht

haben sich de facto die Europäischen Gerichtshöfe arrondiert.

Generell soll in der liberalen Demokratie das Recht vor der Politik gegen demokratische Gestaltung immunisiert und die Legislative als potentiell „most dangerous branch of government“ von der Judikative in ihrem Handeln nachhaltig eingeeht werden, konstatiert Manow, wenn er unter einem die Erfindung der Suprematie des europäischen Rechts durch den EuGH kritisiert: „So programmiert zunehmend das Recht die Politik und nicht mehr die Politik das Recht.“ Daraus muss die Politisierung



*Möglichst niemand soll so regieren können,
wie eine Mehrheit es will.*



einer Justiz folgen, die sich mit ihrer Rolle als Vetospieler nicht mehr zufriedengibt, sondern sich nicht nur vom negativen zum positiven Gesetzgeber aufgeschwungen hat, sondern auch in Wahlverfahren präventiv eingreift, wie in Frankreich zu sehen ist. Die rechtsstaatliche Lücke wird sichtbar: Wie verhindern wir, dass jene Staatsgewalt, die den Einzelnen vor der Tyrannei der Mehrheit schützen soll, nicht selbst zum Tyrannen wird?

Dass der Preis der Einhegung nicht nur der Verlust der nationalstaatlichen Selbstbestimmung ist, sondern auch einen nachhaltigen Entdemokratisierungs-Mechanismus beinhaltet, verraten uns die EU-Apologeten freilich nicht. Im Gegenteil, wer sich gegen das Konzept des EU-Zentralstaates einschließlich seiner nicht näher definierten „Werte“ stellt, wird apodiktisch zum generellen Feind der liberalen Demokratie erklärt. Wer vor den Wähler tritt, um für das bewährte nationalstaatliche Politikkonzept zu werben, wird zum Saboteur, der die Instrumente der Demokratie missbraucht, um sie in Wahrheit zu bekämpfen, umgedeutet. In Wahrheit



Erste Sitzung des Österreichischen Nationalrates, Dezember 1945

steht hier lediglich das traditionelle Konzept der elektoralen Demokratie dem Etikettenschwindel der liberalen Demokratie oder, um es mit Derrida eleganter zu formulieren: der „erst noch kommenden Demokratie“, der „democratie à venir“, gegenüber.

Vor diesem Hintergrund konstatiert Manow zutreffend, dass es „auf eine möglichst umfassende institutionelle Einhegung des elektoralen Moments“ ankommt. Effektive Einschränkungen werden zu einem Gütesiegel der liberalen Demokratie. „Möglichst niemand soll so regieren können, wie eine Mehrheit es will.“ Das Gefühl, dass „Wahlen nichts ändern“, kommt somit nicht von irgendwo. Im Zentrum freiheitlicher Politik steht daher die Wiederaneignung entzogener Entscheidungsbereiche. Darin ist kein „suicide of democracy“ zu sehen. Im Gegenteil! Der demokratisch nicht legitimierte EU-Kommission hält die FPÖ das Konzept der Volksinitiative entgegen.

Wo es an Legitimität mangelt (vor allem die selbsternannte Elite der „democratie à venir“ ist demokratisch nicht legitimiert) braucht es einen Feind,



*Die liberale Demokratie schafft sich im „Populisten“
ihren wichtigsten inneren Feind selbst.*



den es zu bekämpfen gilt, wobei die Verteidiger der Vor- und Minderform der liberalen Demokratie, nämlich der elektoralen Demokratie, sich anbieten. Daraus leitet Manow ab, dass „der Populismus nicht der Gegner, sondern das Gespenst der liberalen Demokratie“ ist, zumal es „weltweit keine ernsthafte normative



Wahlen zum Abgeordnetenhaus, Berlin, Dezember 1954

Alternative zum Prinzip kollektiver Selbstbestimmung [gibt].“ Für die überwiegende Mehrheit der Menschen bedeutet Demokratie vor allem das Recht, ein Parlament beziehungsweise eine Regierung abwählen zu können. Gerade solch einen Machtwechsel will die liberale Demokratie aber unwahrscheinlicher machen.

Es bedarf keiner weiteren Erklärung, dass sich „die Leute“ ihr wichtigstes politisches Recht nicht wegnehmen lassen wollen. Das ist sicherlich ein maßgeblicher Grund für den Erfolg der patriotischen Parteien, die man präziser als „Parteien der

elektoralen Demokratie“ bezeichnen müsste, zumal sie genau diese Entmachtung des Demos ansprechen und ins Zentrum ihrer Politik stellen – ein Erfolg, der in der Welt der liberalen Demokratie freilich nichts anderes sein kann als ein kollektiver Irrtum, der die Notwendigkeit der Einhegung des Demos beweist. Mit ande-

ren Worten: Die liberale Demokratie schafft sich im „Populisten“ ihren wichtigsten inneren Feind selbst.

Eines der prominentesten historischen Beispiele ist sicherlich der Brexit, aber auch der Beschluss des EU-Parlamentes vom 15. September 2022, wonach Ungarn zu einer „elektoralen Demokratie“ erklärt wurde, darf nicht außer Acht bleiben. Apropos Ungarn: Orbáns Satz von der „illiberalen Demokratie“ kann nur verstehen, wer das Wesen der liberalen Demokratie als Betriebsanleitung einer demokratisch nicht legitimierten „ever closer union“ begriffen hat.

Literatur:

Reinhart Koselleck: *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*; Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 757; 1989.

Philip Manow: *Unter Beobachtung. Die Bestimmung der liberalen Demokratie und ihrer Freunde*; Edition Suhrkamp; 2024.

Reinhard Farkas

Unter Sozialdemokraten

Eine Anatomie des Sozialismus in fünf Exkursen



Der *Leviathan*, ein Werk von Thomas Hobbes aus dem Jahr 1651, begründet das staatliche Ungeheuer der Moderne. Er gibt ihm seinen Namen. Errichtet werden soll ein Commonwealth, definiert aus dem Gegensatz zu einer angeblich heidnischen und teuflischen Katholischen Kirche, für Hobbes das *Kingdom of Darkness*. Dargestellt wird der Leviathan mit Schwert und Bischofsstab, da er – das ist sein wesentliches Kennzeichen – geistliche und weltliche Macht vereinigt.

Dieses Ungeheuer hat seit dem 17. Jahrhundert eine „Erfolgsgeschichte“ hingelegt – unter der Vorgabe, Frieden, Sicherheit und Wohlstand zu generieren, mit extremen Auswüchsen im Nationalsozialismus und Kommunismus. Es hat die Großkirchen geschluckt, wenn auch noch nicht ganz verdaut, und seine eigene Zivilreligion geschaffen. Auf diese Zivilreligion alles einzuschwören, soll Sicherheit erzeugen und jeden Konflikt ersticken.

Ständige Kontrolle über Begegnungszonen oder die virtuellen Weiten des Internets ist dazu erforderlich, ebenso wie Kontrolle der Sprache, der Begriffe. Auf allen Ebenen neue Verbote und Regulierungen, nach dem Gesetz des Hermes „wie oben so unten, wie außen so innen“, in der EU wie in Österreich, von betriebswirtschaftlichen Regulationen und einem undurchschaubaren Steuerrecht über die bürokratische Überfrachtung von Schule und Wissenschaft bis hin zu sprachlicher und begrifflicher Normierung: Gesetze und Vorschriften werden absichtlich kompliziert und fliegend ver-

ändert; Ziel ist es, bei denjenigen, die sie weder gänzlich kennen noch völlig einhalten (können), ein schlechtes Gewissen zu erzeugen und sie so zu kontrollieren.

Die Ära des Sonnenkönigs

„Die kommende Gesellschaft wird – und hier scheue ich mich nicht, ein Wort Marxens zu gebrauchen – das Ergebnis einer ganzen Reihe geschichtlicher Prozesse sein, durch welche die Menschen, wie die Umstände, gänzlich umgewandelt werden.“ – Bruno Kreisky auf dem Villacher SPÖ-Parteitag 1972

Noch heute strahlt der schale Glanz des Sonnenkönigs, der zur Ikone wurde. Dabei ist die Ära Bruno Kreisky, die in Österreich von 1970 bis 1983 dauerte, wirtschaftspolitisch eine einzige Katastrophe. Sie leitete das heute so beliebte Schuldenmachen ein. „In nur 13 Jahren Amtszeit hat Kreisky die Staatsschulden nahezu verzehnfacht“, diagnosti-



*Auf diese Zivilreligion alles einzuschwören,
soll Sicherheit erzeugen und jeden Konflikt ersticken.*



zierte Franz Schellhorn. Noble Geschenke und mildtätige Gaben gingen auf Kosten des Budgets – ein Dammbbruch, dessen Auswirkungen bis heute anhalten. Die verstaatlichten Betriebe, darunter die Post, wurden so „gut“ gemanagt, dass staatliche Zuschüsse ins Uferlose stiegen und sie danach mit wenig Glück verraten und verkauft wurden.

Mindestens so problematisch sind die geistigen Wirkungen der verflixten dreizehn Jahre. Sie rissen wie ein Wirbelsturm Österreich in ein linkes Utopia und stimulierten ein Bündel irreführender Ideologien wie den Troztkismus, den Maoismus, den Anarchismus und den Marxismus-Leninismus. Intuition und Vernunft wurden weggespült.

Sozialismus ist kein realistisches Lebenskonzept, sondern eine gut klingende Utopie. Zwar beanspruchte der sozialistische Urvater Friedrich Engels, ihn *Von der Utopie zur Wissenschaft* (1880) zu machen, doch wurde damit nur ein neuer Fetisch geschaffen. Im Zeichen der Wissenschaft entstanden unter anderem das Geschichtsbild des historischen Materialismus, die brutale Corona-Diktatur, die Vor-



Bruno Kreisky, 1983

stellung einer autolosen Gesellschaft oder die Smart City.

Kreisky war es auch, der die Dogmen des Klerus durch einen zivilreligiösen Kult des Szientismus ersetzte. Legendäre 1400 Experten standen, so gab man an, an der Wiege seines Programms *Für ein modernes Österreich*. Deckungsgleich preist sich heute die Andreas-Babler-Truppe: Hunderte Expert*innen erstellen inhalt-

liche Konzepte von Gesundheit bis Klimaschutz und Industriepolitik. Dieses Narrativ streut dem Volk Sand in die Augen, um es zu entmachten und zu entmündigen.

Die Ära Kreisky wurde freilich von vielen als Befreiung verstanden, weil sie die Vorherrschaft der ÖVP und der Katholischen Kirche zu beseitigen versprach. Diese hatte zu Extremismen wie der Geschlechtertrennung in Bildungseinrichtungen oder öffentlichen Schwimmbädern geführt. Die konservative Hegemonie kam in der Ära von Josef Klaus (1966-1970) noch einmal zum Ausdruck. Viele wollten den Restriktionen dieser Ära entrinnen und fanden im Sozialismus ein Mittel, sich zu „emanzipieren“. In Wahrheit geriet man in ein selbst zurechtgezimmeres Gefäng-



*Welche ethischen Leitbilder
und moralischen Werte vermittelt
der real existierende Sozialismus?*



nis. Manche sind entkommen, gestützt auf ihre unstillbare Sehnsucht nach Freiheit, andere irren noch heute durchs sozialistische Spiegelkabinett.

Die sozialistische Moral
und ihre Heiligen

Walter Ulbricht hatte unter sozialistischer Moral noch verstanden: „*Du sollst sauber und anständig leben und Deine Familie achten!*“ (1958). Ein von unserem aktuellen SPÖ-Vorsitzendem (und Vizekanzler der Republik) geschätzter Barde, laut ORF „der größte Superstar Österreichs“, beschreibt andere Konzepte. Rapper Camora verbindet Obszönität, die Vorliebe für kurzfristige (oder wie es heute heißt: polyamoröse) Sexualkontakte und die Verballhornung von Mädchen und Frauen als Hu*en, Schla*pen, N*tten.

Welche ethischen Leitbilder und moralischen Werte vermittelt der real existierende Sozialismus? Schon in den hochgelobten Jahren des *Roten Wien* der Zwischenkriegszeit ging es primär darum, möglichst alle Menschen „von der Wiege bis zur Bahre“ dem roten Moloch einzuverleiben. Sämtliche Erfahrungen danach zeigen, dass unter diesem Mantel Korruption und Privilegien, Parteibuchwirtschaft und Bevormundung gediehen.



Walter Ulbricht, 1950

Und wer waren die roten Heroen der Zweiten Republik? Udo Proksch, ständig zugange mit roter Prominenz, Johann Unterweger, „den die Wiener Schickeria liebte“ und der zahlreiche Geschichten für die ORF-Sendung *Das Traummännlein kommt* schrieb? Machos? Kriminelle.

Während der Corona-Diktatur hat die stärkste Landesgruppe der SPÖ eine Kunstfigur geschaffen, *Boosta die Spritze* genannt. Dieser phallische Gewaltbolzen überwältigte friedliche Bürger. Kaum ein Symbol könnte sozia-

listische Moral deutlicher machen und die ihr innewohnende Tendenz zur Überwältigung.

„*Wer mit Ungeheuern kämpft, mag zusehen, dass er nicht dabei zum Ungeheuer wird. Und wenn du lange in einen Abgrund blickst, blickt der Abgrund auch in dich hinein.*“ – Friedrich Nietzsche

Physiologie des Gutmenschen

Dem Sozialismus geht es weniger um Produktion, sondern um die Verteilung von Gütern. Karl Marx sah für eine erste Phase der sozialistischen Gesellschaft eine leistungsgerechte Verteilung vor. Erst in einer vollendet kommunistischen Phase, in der das



Kriminalität kann in diesem Biotop prästabilerter Harmonie gar nicht erst entstehen, und Alarmanlagen, Wachhunde, „Bullen“ werden überflüssig.



Privateigentum an den Produktionsmitteln aufgelöst sei, könnten die Güter bedarfsgerecht verteilt werden.

Der real existierende Sozialismus glaubt die erste Phase überspringen und direkt in die kommunistische eindringen zu können. Aus diesem Konzept resultiert das Leitbild einer grenzenlosen Einwanderung. Österreichs Bevölkerung könne durch unkontrollierte und auch illegale Einwanderung beliebig vermehrt werden, ja, eine derartige Vermischung sei aus eugenischen Gründen sogar geboten! Eine nach oben offene Zahl von Einwanderern soll mit beliebig vielen Gütern versorgt, in angemieteten Häusern und Wohnungen leben, die in endloser Zahl bereit stünden, denn: Wir haben Platz!

Um dieses Leitbild umzusetzen, verbreitete man ein von George Orwell in 1984 als totalitär dargestelltes Schwarz-Weiß-Denken und teilt den Kosmos ein in Gutmenschen, die sich in den utopischen Sozialismus einfügen, und in jene, die ihr Leben unbeeinflusst von Inquisitoren und Sprachwarten gestalten („Schwurbler“, „Rechtsextreme“, „Nazis“ etc.)

Sehen wir uns das angestrebte Schlaraffenland an: Ein Gutmensch ist jemand, der bereitwillig seinen Wohnraum mit möglichst vielen Einwanderern



George Orwell, 1940

teilt und alles tut, um ihnen das Leben so angenehm wie möglich zu machen. Dieser Neue Mensch lebt in völliger Harmonie mit den Einwanderern, die er sich als gemütliche Syrerinnen beim endlosen Sich-Austauschen bei ewigem Kaffee und Kuchen ausmalt. In dieser Wahnvorstellung gibt es weder Arbeit noch Konflikte, weder kulturelle Differenz noch Terror. Kriminalität kann in diesem Biotop prästabilerter Harmonie gar nicht erst entstehen, und Alarmanlagen, Wachhunde, „Bullen“ werden überflüssig. Tie-

fe und enge Freundschaften entstehen, das weiß man. Eine aus dem Chiliasmus und Millenarismus entlehnte und säkularisierte Utopie: Das ist das tausendjährige Reich des Heiligen Geistes, das mit historischer Zwangsläufigkeit komme, Zustand ewigen Friedens.

Dann wohnt der Wolf beim Lamm, / der Panther liegt beim Böcklein. Kalb und Löwe weiden zusammen, / ein kleiner Knabe kann sie hüten. / Kuh und Bärin freunden sich an, / ihre Jungen liegen beieinander. / Der Löwe frisst Stroh wie das Rind. / Der Säugling spielt vor dem Schlupfloch der Natter, / das Kind streckt seine Hand in die Höhle der Schlange. – Jesaja 11,6-8



Das Unterseebot des legendären Kapitän Nemo geht am Ende des Romans einem ungewissen und vielleicht katastrophalen Schicksal entgegen.



Derlei Konzepte sind in erschreckender Weise naiv, aber nicht nur das. Bezieht man nämlich das bipolare Persönlichkeitsmodell Sigmund Freuds ein, wonach sich Realitätsprinzip und Lustprinzip ergänzend gegenüberstehen, so setzt der Sozialismus das Realitätsprinzip völlig außer Kraft. So wird das Utopische seines Politikansatzes auf emotionaler Ebene ergänzt durch die Ablehnung jeder Erfahrung, die in den von ihm gesteuerten und gelenkten Medien herabgespielt oder verschwiegen wird, damit sich die Lust nach Entgrenzung und Verschmelzung mit allem und jedem ausdehnen kann.

Im Maelstrom

Bestimmte Erscheinungen des Niedergangs sind umkehrbar, die meisten sind es allerdings nicht. Nicht mehr ändern kann man die bereits eingetretenen verheerenden Folgen der Lockdowns, der Masseneinwanderung, der Überalterung. Kann man die Folgen der Russland-Sanktionen oder der Klimapolitik aufheben? Das wäre einer freiheitlichen Regierung vielleicht möglich.

Jules Verne schildert in seinem Roman *Vingt mille lieues sous les mers*, geschrieben in den für Frankreich so verheerenden Jahren 1869/70, wie der „Maelstrom“ die Nautilus erfasst hat. Das kann ent-



Jules Verne, circa 1878

weder der „Moskstraumen“ oder der „Saltstraumen“ sein. Bei letzterem habe ich selber eine Nacht voll der schaurigsten Träume verbracht! Gewaltige Wassermassen werden dort aus einem Fjord in einen 2,5 Kilometer langen und nur 150 Meter schmalen Sund gepresst, sodass tiefe Strudel entstehen.

Das Unterseebot des legendären Kapitän Nemo geht am Ende des Romans einem ungewissen und vielleicht katastrophalen Schicksal entgegen. Doch genau dies gibt den dort – freilich

auf seidenen Kissen – Gefangenen, Professor Pierre Aronnax, seinem Diener Conseil und dem kanadischen Harpunier Ned Land, die Chance, auf einem Beiboot aus der Katastrophe zu fliehen und rettendes Land zu erreichen! Genau in dieser Situation stehen viele von uns heute. Und nicht nur jene, die in Paraguay oder Schweden ein neues Leben beginnen.

„Was diese Nacht vorfiel, wie das Boot aus dem furchtbaren Wirbel des Maelstromes entrann, wie ich mit Ned-Land und Conseil aus dem Schlund wieder heraus kam, kann ich nicht sagen. Als ich wieder zu mir kam, lag ich in einer Fischerhütte der Loffoden-Inseln. Meine beiden Gefährten waren gesund und wohlbehalten an meiner Seite und drückten mir die Hände. Wir umarmten uns mit Innigkeit.“ - Jules Verne

Transatlantische Renaissance

Auszüge der Rede des US-Außenministers Marco Rubio
auf der Münchner Sicherheitskonferenz 2026



Es war eine gefährliche Selbsttäuschung: dass wir das „Ende der Geschichte“ erreicht hätten; dass jede Nation nun eine liberale Demokratie werden würde; dass die Bindungen, die allein durch Handel und Wirtschaft entstehen, die Nationen und das Nationale ersetzen würden, dass die sogenannte regelbasierte globale Ordnung – ein überstrapazierter Begriff – das nationale Interesse ersetzen würde, und dass wir fortan in einer Welt ohne Grenzen leben würden, in der jeder zum Weltbürger wird. Das war eine törichte Idee, sie ignorierte die menschliche Natur und sie ignorierte die Lehren von über 5000 Jahren aufgezeichneter Menschheitsgeschichte.

Wir übergaben die Kontrolle über kritische Lieferketten an Gegner und Rivalen. Wir lagerten unsere Souveränität zunehmend an internationale Institutionen aus, während viele Staaten massive Sozialstaaten ausbauten – auf Kosten ihrer Fähigkeit, sich zu verteidigen. Um einen Klima-Kult zu besänftigen, haben wir uns selbst Energiegesetze auferlegt, die unsere Menschen verarmen lassen. Und im Streben nach einer Welt ohne Grenzen öffneten wir unsere Türen für eine beispiellose Welle massenhafter Migration, die den Zusammenhalt unserer Gesellschaften, die Kontinuität unserer Kultur und die Zukunft unseres Volkes bedroht.

Die Vereinigten Staaten und Europa gehören zusammen! Amerika wurde vor 250 Jahren gegründet, aber seine Wurzeln begannen lange zuvor hier auf diesem Kontinent. Die Männer, die die Nation meiner Geburt besiedelten und aufbauten, kamen an unsere Küsten und trugen die Erinnerungen und Traditionen und den christlichen Glauben ihrer Vorfahren

als heiliges Erbe bei sich – als unzerreißbares Band zwischen alter und neuer Welt. Wir sind Teil einer Zivilisation: der westlichen Zivilisation. Uns verbinden die tiefsten Bande, die Nationen miteinander teilen können – geschmiedet durch Jahrhunderte gemeinsamer Geschichte, christlichen Glauben, Kultur, Erbe, Sprache, Abstammung und durch die Opfer, die unsere Vorfahren gemeinsam für die gemeinsame Zivilisation gebracht haben, deren Erben wir sind. Wir wollen, dass Europa stark ist. Wir glauben, Europa muss überleben.

Armeen kämpfen nicht für etwas Abstraktes. Armeen kämpfen für ein Volk. Armeen kämpfen für eine Nation. Armeen kämpfen für eine Lebensweise. Und das ist es, was wir verteidigen: eine große Zivilisation, die allen Grund hat, stolz auf ihre Geschichte zu sein. Deshalb wollen wir nicht, dass unsere Verbündeten durch Schuld und Scham gefesselt werden. Wir wollen Verbündete, die stolz sind auf ihre Kultur und ihr Erbe, die verstehen, dass wir Erben derselben großen und edlen Zivilisation sind – und die gemeinsam mit uns willens und fähig sind, sie zu verteidigen. Denn wir in Amerika haben kein Interesse daran, höfliche und ordentliche Verwalter eines „gemanagten Niedergangs“ des Westens zu sein. Wir wollen die größte Zivilisation der Menschheitsgeschichte erneuern.

Wir wollen es gemeinsam mit Ihnen tun: mit einem Europa, das stolz ist auf sein Erbe und seine Geschichte. Mit einem Europa, das den Geist von Schöpfung und Freiheit besitzt, der Schiffe in unerforschte Meere schickte und unsere Zivilisation hervorbrachte. Mit einem Europa, das die Mittel hat, sich selbst zu verteidigen – und den Willen, zu überleben.



Praxis

Donald Trump bei einer Sitzung im Weißen Haus
April 2025

Philip Mastny

Trump: 2. Akt, 1. Jahr

Zwischen Revolution, Showmanship und MAGA-Bürgerkrieg



Mit einer gewissen Zuversicht, aber auch mit großen Vorbehalten blickte die rechte Online-Szene und ihre politischen Kommentatoren 2024 auf die kommende Regierung Trump 2. Die Hoffnung bestand darin, dass Trump aus den gravierenden Fehlern in seiner ersten Amtszeit, aus der mehr als chaotischen und in vielen Politikfeldern ineffektiv gebliebenen Regierung Trump 1, gelernt hatte und dass sich nun tatsächlich substanziell etwas ändern würde.

Untermauert wurde diese Erwartung durch die hunderten Seiten an *Policy Papers*, die von Trumps Mitarbeitern seit seiner „Niederlage“ im Jahr 2020 produziert wurden, z.B. *Project 2025*, außerdem durch die Tatsache, dass er einen Attentatsversuch überlebt hatte und sich somit wie noch nie zuvor bewusst sein musste, mit wem er es zu tun hatte und wie weit seine Feinde gehen würden. Auch seine Personalentscheidungen (Musk, Kennedy, Vance, Gabbard etc.) sowie die Pläne von DOGE, der Kommission zur Deregulierung und Senkung der Staatsausgaben, ließen diese Hoffnung durchaus zu. Gleichzeitig



Die USA würden sich im neuen Division of Labour-Plan der NATO in Zukunft mehr auf Asien fokussieren und der EU den Kampf gegen Russland überlassen.



gab es auch gute Gründe zur Skepsis (Ramaswamy etc.). Im Allgemeinen wirkte es so, als hätte sich das Establishment mit wenigen Ausnahmen mit einer zweiten Präsidentschaft von Trump abgefunden. Die mediale Rhetorik war lange nicht so feindselig wie im Wahlkampf vor seiner ersten Amts-



Kabinettsitzung im Weißen Haus, April 2025

zeit. Für viele war dies bereits ein sehr schlechtes Omen. Auch der Wahlkampf selbst gestaltete sich weniger energetisch. Trump erschien im Vergleich müde, als hätte er einen guten Teil seiner Energie und seines Charismas eingebüßt. Große Momente gab es natürlich trotzdem.

Die Amtszeit selbst begann im Jänner 2025 mit einer Flut an *Executive Orders* (Durchführungsverordnungen), jedoch auch mit einer Menge an Show und Pomp. Das klassische Theater der US-Politik ließ eben nicht lange auf sich warten. So bekam man die Umbenennung des Golfs von Mexiko und eine erste Diskussion um Grönland serviert. Schon hier zeigte sich, dass Trump keine Isolationspolitik verfolgen würde. Zudem waren es die üblichen *Neo-cons* vom Typus eines Ben Shapiro oder Mark Levin, die diese Politik zum Erhalt und zur Erweiterung des *American Empires* enthusiastisch unterstützen. Für viele auf der patriotischen Seite waren dies weitere frühe Warnsignale. Im Internet kristallisierte sich bei manchen die Phrase eines *Trump's Law* heraus, das besagt, dass Trumps Außenpolitik vor allem Is-

rael und seiner Lobby in Amerika dienstbar sei. Dieser Umstand sollte sich für jene Kritiker im weiteren Verlauf des Jahres noch öfter bewahrheiten.

Für einige dynamische Medienzyklen sorgte Trump im Februar, als er den ukrainischen Präsidenten in einem großen Spektakel

im Weißen Haus bloßstellte. Es war dieser Moment, der bei vielen die Hoffnung aufflammen ließ, dass Trump nun im Ukraine-Krieg die Weichen in eine andere Richtung stellen würde. Jedoch wurde vor allem durch die Rede des Verteidigungsministers Pete Hegseth am 8.2. schnell klar, wohin die Reise gehen würde. Die USA würden sich im neuen *Division of Labour-Plan* der NATO in Zukunft mehr auf Asien fokussieren und der EU den Kampf gegen Russland überlassen. Es war dies ein Plan, der von dem Thinktank *RAND Corporation* bereits vor mehr als einem Jahrzehnt ausgearbeitet worden war. Neben all dem Theater und den angeblich so großen Animositäten zwischen Trump und der Europäischen Union führt die EU diesen Plan jedenfalls mit großer Inbrunst aus.

Im März wurde der bekannte rechte Journalist Tucker Carlson zunehmend kritischer, was die Außenpolitik Trumps betrifft. Seine einflussreiche Kritik sollte über das Jahr hinweg nur noch lauter werden. Ebenso in jenem Monat begann das Drama um die US-Zölle. Weitere Schlagzeilen gab es mit



*Bis zum Jahresende wurden bisher rund 600.000 Personen abgeschoben.
Laut Angaben der US-Regierung erhöht sich diese Zahl durch
freiwillige Emigration auf bis zu zwei Millionen.*



dem Beginn der medial wirksamen Abschiebungen von illegalen Ausländern. Bis zum Jahresende wurden bisher rund 600.000 Personen abgeschoben. Laut Angaben der US-Regierung erhöht sich diese Zahl durch freiwillige Emigration auf bis zu zwei Millionen. Auch wenn die Rate der Ab-



Elon Musk im Weißen Haus, April 2025

schiebungen bis jetzt doppelt so hoch ist wie unter der Regierung von Joe Biden (und auch höher als unter Barack Obama), gab es gleichzeitig zahlreiche Amnestien sowie Visa-Verlängerungen im Ausmaß von ca. eineinhalb Millionen sowie legale Immigration von ca. 800.000 Personen. Zudem muss die enorm hohe Summe an im Lande befindlichen illegalen Migranten, rund 20 Millionen, berücksichtigt werden, die in den vergangenen Jahren hereingeströmt waren. Jedoch kann man auf dieser Ebene insofern schon von einem Erfolg der Trump-Regierung sprechen, als auch die Grenzübertritte von Mexiko her drastisch verringert wurden. Von einer demographischen Wende ist man freilich noch weit entfernt.

Im April des Jahres 2025 bekamen wir unser erstes großes Debakel der zweiten Amtszeit von Donald Trump. Auch wenn die Freihandels-Frage bereits im Vormonat aufgeköcht war, war es v.a. der 2.4., der *Liberation Day* genannt wurde und so in den Köpfen der Leute geblieben ist. Als Trump die neuen Zölle präsentierte, wurde vielen Kommenta-

toren schnell klar, dass die von ihm präsentierten Formeln zu ihrer Berechnung nicht korrekt waren. Schnell wurde Kritik laut, dass es sich hier wieder einmal um klassische amerikanische Show-Politik handelte und nicht um eine seriöse und durchdachte Strategie. Trumps sehr persönliche, oft kurz-

fristige und unüberlegte Handhabung der Situation beflügelte diese Kritik. Auf der anderen Seite überschlugen sich auch Kommentatoren und läuteten das Ende der globalen Weltordnung ein.

Im Laufe des Mai wurde schnell klar, dass die kritische Seite recht behalten hatte. Das *Trump always-chickens-out*-Meme, vulgo *TACO*, etablierte sich rasch im Internet, als Trump exorbitante Zölle ankündigte und dann praktisch jedes Mal ihr Inkrafttreten verzögerte, reduzierte oder ganz wegfallen ließ. Große Teile seiner Basis-Wählerschaft waren über diese Kehrtwenden sehr wenig begeistert. Immer wieder wurde die Frage aufgeworfen, wie viel von Trumps Politik nur Show sei und wie viel real. Es war dies der erste Punkt, an dem spürbar wurde, dass Trump an Popularität verlor. Es folgte das Ausscheiden von Elon Musk aus DOGE, was eine weitere Niederlage für viele Trump-Unterstützer darstellte. Der Kampf gegen die Bürokratie und den *Deep State* war bekanntlich eines der Kernthemen für seine Wählerschaft gewesen und es waren hier anfangs auch einige Teilsiege errungen wor-



Eine Koalition aus Neocons und Washingtoner Establishment stand in der Frage der Epstein-Files, dem Einfluss von Israel sowie der Beendigung der Forever Wars einer Koalition aus America-First- und MAGA-Loyalisten gegenüber.



den – man erinnere sich nur an USAID und die Erkenntnis, dass ein großer Teil der linken NGOs und *Pressure Groups* weltweit in letzter Instanz einfach durch US-Steuergeld finanziert werden. Auch wurden große Versprechen angekündigt. 2.000 Mrd. USD an Einsparungen, große Reduktionen beim Personal usw. Doch bei allen Ankündigungen wurden die Zahlen stets reduziert, bis nur mehr ein kleiner Teil übrigblieb. Zuletzt wurde DOGE ganz aufgelöst. Am Ende von 2025 waren die Ausgaben auf Bundesebene von 7.200 auf 7.600 Mrd. USD gestiegen. Das Experiment um DOGE entpuppte sich vorerst als ausgebremsst. Musk war gegen den Leviathan ins Feld gezogen und war geschlagen worden.

Im Juni erreichte die Kritik an der US-Außenpolitik in Bezug auf Israel einen neuen Höhepunkt. Die Frage, wie viel Einfluss Israel und seine Lobbygruppen haben, drängte sich zunehmend auf. Der 12-Tage-Krieg zwischen Iran und Israel und die Bombardierung Irans stellte für viele einen totalen Verrat an dem Versprechen dar, die Konflikte im Nahen Osten zu verlassen und sie nicht zu schüren. Es half da auch nicht, dass die Angriffe der USA und die Vergeltungsschläge von iranischer Seite so wirkten, als wären sie von beiden Seiten im Hintergrund abgesprochen, um das Gesicht zu wahren. In jenen Tagen gewann Tucker Carlson stark an medialer Aufmerksamkeit, nachdem er final mit der Trump-Regierung gebrochen hatte. Radikalere politische Kommentatoren wie Nick Fuentes wurden vom Rand der Gesellschaft immer weiter in die Mitte des Diskurses getragen. Ein interner MAGA-Bürgerkrieg zwischen der Zionisten- und der Ame-

rica-First-Fraktion brach offen aus. Auch der Name Epstein rückte einmal wieder in das Zentrum des Geschehens. Seitdem Elon Musk DOGE verlassen hatte, war er damit aufgefallen, dass er meinte, die Causa Epstein werde man nicht mehr lange vertuschen können. Trump half sich selbst nicht wirklich, als er meinte, dass jeder, der sich um den Fall Epstein Sorgen mache, nicht zur MAGA-Fanbase gehöre. Nach allem, was im Wahlkampf zu diesem Thema angekündigt worden war, war die Basis entsprechend erzürnt.

Im August erreichte der interne MAGA-Konflikt immer weitere Kreise. Ted Cruz, Thomas Massie, Marjorie Taylor Greene, Steve Bannon, Robert Barnes, Mark R. Levin, Ben Shapiro und viele weitere bekannte Politiker und Kommentatoren der rechtskonservativen Szene schlossen sich einer der beiden Seiten an. Eine Koalition aus *Neocons* und Washingtoner Establishment stand in der Frage der Epstein-Files, dem Einfluss von Israel sowie der Beendigung der *Forever Wars* einer Koalition aus *America-First*- und MAGA-Loyalisten gegenüber. Trump wählte wiederholt die Seite des Establishments.

Auch im September folgte Trumps Gaza-Waffenstillstandsplan unter Beibehaltung der allgemein unterwürfigen Rolle gegenüber Israel. Im Vordergrund war es jedoch vor allem Charlie Kirk, dessen tragisches Ableben im Zuge eines Attentats den Medienzyklus dominierte. U.a. die Podcasterin Candace Owens sowie Ian Carroll rührten die Trommel dafür, dass Israel selbst beim Attentat auf Charlie Kirk involviert war und viele Fragen bezüglich der Tat und ihren Motiven von den Behörden offengelassen wurden. Auch antizionistische Stimmen wie Max



Donald Trump
Juli 2025



Die metapolitische Veränderung im politischen Diskurs der USA hat in diesen Monaten Lichtsprünge hingelegt, diese Veränderungen dürfen nicht unterschätzt werden.



Blumenthal befeuerten den Diskurs. Jedoch herrscht auch unter den Antizionisten keine Einigkeit, was das Ziehen von klaren Frontlinien erschwert. So wird seitens Nick Fuentes immer wieder scharfe Kritik sowohl an Tucker Carlson als auch an Candace Owens geübt. Carlson sei liberal und rassenblind und stünde einer echten *America-First*-Politik im Wege, und Owens würde mit ihren durchgeknallten Verschwörungstheorien mehr Brunnen vergiften als helfen.

Im Oktober erreichte dieser Diskurs mit dem Interview Tucker Carlsons mit Nick Fuentes endgültig den Mainstream. Noch vor wenigen Monaten war es undenkbar gewesen, dass ein Nick Fuentes und seine Ansichten eine solch dominante Rolle im rechts-konservativen Diskurs der USA einnehmen würden. Die metapolitische Veränderung im politischen Diskurs der USA hat in diesen Monaten Lichtsprünge hingelegt, diese Veränderungen dürfen nicht unterschätzt werden. Die Gegenreaktionen und die versuchten Repressionen von Seiten der Zionisten waren dementsprechend groß. Mark R. Levin, Ben Shapiro und weitere ließen die Masken fallen. Auf der Veranstaltung *America First*, die von Charlie Kirks *Turning Point USA* (TPUSA) veranstaltet wurde, überschlugen sich die Ereignisse erneut. Beide Seiten des Konfliktes wetterten offen gegeneinander.



Donald Trump bei einer Rede im East Room des Weißen Hauses, Juli 2025

Spätestens im November war für jeden klar: Das Jahr 2025 war für Trump turbulent gewesen, und es hatte für die MAGA-Bewegung darüber hinaus auch einen Scheideweg dargestellt. Ein zentrales Thema wird nun sein, welche Fraktion im inneren Konflikt die Oberhand gewinnt oder diese behält. Wie wird Trump auch im Laufe der *Midterm Elections* reagieren, falls seine bei der Basis unbeliebten Entscheidungen ins

Gewicht fallen könnten? Wie wird JD Vance, der gleichsam designierte Nachfolger, die Situation bewerten und entsprechend handeln? Die Zwischenwahlen werden zeigen, wie groß der Unmut der Loyalisten ist und ob das politische Kapital eines Donald Trumps viele seiner Kritiker erneut überraschen wird.

Der Dezember brachte den USA ein wenig Weihnachtsfriede und Zeit zur inneren Einkehr, ein letztes Luftholen wohl, bevor es 2026 außenpolitisch dann Schlag auf Schlag gehen würde – auch für Europa eine herausfordernde Situation! Europas rechte Parteien sollten weiterhin die Gunst der Stunde nützen, wenn sich Trumps Amerika als Unterstützer anbietet. Jedoch sollte man sich alle Träume, Trump würde im Kampf gegen die Linken den Rubikon überqueren, aus dem Kopf schlagen. So oder so steht uns ein spannendes Jahr amerikanischer Innen- wie Außenpolitik bevor.

Jörg Mayer

Trump ist der Wotan

Und die Trump-Kritiker haben alle Unrecht



Die diesem Beitrag vorangegangene Analyse des ersten Jahres der zweiten Amtsperiode Donald J. Trumps trifft wohl in vielen Bereichen ins Schwarze, ja wahrscheinlich ist sie sogar sachlich durchgängig wahr. Der Vorteil einer Replik ist, dass man sich billig auf das widerlegende Gegenreden beschränken könnte. Auch so gewinnt man Diskussionen zuweilen: mit dem letzten Wort. Trump selbst war, vor seiner ersten Kandidatur, genau darin ein Meister. So schlug er alle anderen Kandidaten aus dem Felde.

Aber allein so wird das nichts, wir müssen, um Trump zu verteidigen, doch einmal ins Grundsätzliche ausholen. Beginnen wir mit dem folgenden Gedanken: Es wird immer wieder moniert, dass es der politischen Rechten an innerer Solidarität ermangle. „*Der eine saß, der andere stand, das ist der Deutsche Nationalverband!*“, sagte man einst über das Abstimmungsverhalten der Deutsch-Freiheitlichen im alten kaiserlich-königlichen Reichsrate. Das wird schon gestimmt haben, denn es stimmt auch noch heute. Wir haben Gott sei Dank den Fraktionszwang, der es aber verdeckt.

Es ist jedenfalls am Tage, dass Rechte sich über nahezu jedes Thema trefflich zerkaufen können. Ich habe in den letzten Ausgaben ein wenig über Kraus und Kubitschek geschrieben in der Hinsicht, auch Albani versus Sellner ist, für Kenner des rechten Vorfelddmilieus, in diesen Tagen eine nicht wenig unterhaltsame Sache, aber auch selbst kann sich der Autor dieser Zeilen hier einfügen, wenn er mit Wolters, einem unserer versiertesten Autoren, wieder einmal aneinanderkracht. Der eine wirft dann dem anderen vor, doch in Wahrheit ein liberaler Kosmopolit zu sein, der aristokratischen Rechtsextremismus wie eine Paraderolle spiele, während der so Beschriebene wiederum sein Pendant als weich-

gespülten Pseudorechten verortet, der keinen ethnischen Standpunkt habe, abgesehen von einem notorischen Dritteltismus. Sie können jetzt gerne erraten, wer hier wer ist.

All das gibt es auf der Linken nicht. Da ist man bis in bürgerlichste Milieus hinein solidarisch selbst gegenüber durchgetransten Hammerschlägern. Die Linke praktiziert eine disziplinierte Politik der Nichtdistanzierung, bei der auch die übelsten Figuren, selbst wenn ein tiefer Fall ihr Standing nun aber wirklich zerstört zu haben scheint, plötzlich wieder irgendwo in Gnaden auftauchen, und wo jeder ausländische Machthaber, so er nur links genug ist, einen Freifahrtsschein der Schweinereien genießt. All das ficht den Linken nicht an, und zwar ja bemerkenswerterweise auch dann nicht, wenn seine eigenen vorgeblichen Ideale dabei mit Füßen getreten werden. Das Ressentiment gegen den politischen Gegner ist immer stärker.

Dieser Unterschied zwischen der Rechten und der Linken hat einen tieferen Grund als nur die anerzogene Harmlosigkeit ersterer, die im Gegner immer gerne den potenziellen Freund erkennen und, wie sie die Verbrüderung mit aller Welt zwar nicht gutmenschlich auf den Lippen tragen, umso mehr aber im Herzen immer wieder davon angerührt werden,



Der Linke zielt eben auf eine, als Fortschritt verfochtene, Dekonstruktion der tradierten Ordnungen, und ungeachtet seiner eigenen detaillierteren Ideen kann sich jeder Linke darauf einmal verständigen und ist jeder Linke dem anderen Linken dabei nützlich.



nur allzu gerne unter Beweis stellen wollen, dass sie selber ja gar nicht so arg seien wie der und jener auf ihrer Seite. Nein, der tiefere Grund dieses Ungleichgewichts liegt in dem politischen Ziele selbst inbegriffen: Der Linke zielt eben auf eine, als Fortschritt verfochtene, Dekonstruktion der tradierten Ordnungen, und ungeachtet seiner eigenen detaillierteren Ideen kann sich jeder Linke darauf einmal verständigen und ist jeder Linke dem anderen Linken dabei nützlich. Der Rechte dagegen vertritt immer schon bestimmte Ordnungsvorstellungen, sein Programm ist also weniger

eine Kritik als eine Affirmation, und da es nun der Ordnungen mehrere mögliche gibt, auch der guten, liegt er notgedrungen sofort im Konflikt mit dem anderen Rechten, sobald es an die Umsetzung geht. Einig sind sie nur dann, wenn sie politisch an den Rand gedrängt sind, sich also alle in der Opposition finden.

Weil das nun aber so ist, gibt es eine besondere Art des Fanatismus auf der Rechten, die sich nicht gegen Linke richtet, sondern auf die eigenen Kampfgenossen. Man sieht das selbst bei Strömungen wie der sogenannten Neuen Rechten, wie wichtig es für ihre Exponenten ist, und zwar ungeachtet jedes sonstigen Geredes von einer Mosaik-Rechten, konkurrierende geistige Zentren auf der Rechten möglichst zu verhindern. Die Freund-Feind-Scheidung verläuft hier weniger zwischen rechts und links, als



*Wütend reitet Wotan zum Felsen!
Wie ein Sturmwind kommt er!
Arthur Rackham, 1910*

zwischen solchen, die sich auf die einigende Strategie unter dem vorgegebenen Dach einchwören lassen, und solchen, die sich an jene Slogans, die wie ein kleinster gemeinsamer Nenner eine Einheit in Ziel und Methode festschreiben wollen, die es in Wahrheit so nicht gibt, nicht halten wollen.

Die oft schon behandelte „Remigration“ ist ein Beispiel, das Ihnen vielleicht hier sofort eingefallen ist, denn sie ist der stärkste einigende Begriff im rechten Lager zurzeit. Das Wort allein soll hier der Testfall für die Gesinnung werden, das *nomen ipsum*,

an dem man die Weggefährten erkennt. Es soll alles überdecken, was die Rechte in sich trennt, und die Einheit erzwingen, die der Schlagkraft vorausgehen muss. Der Preis ist freilich hoch: Denn die Auseinandersetzung um die richtige Ordnungsidee wird durch den Fokus auf dieses Spezialziel, das zum Universalziel aufgeblasen wird, auf die lange Bank geschoben, auf dass man vermeide, die viel mehr trennende als einigende Frage nach dem Eigenen stellen zu müssen. Denn das über sein Maß gestiegene Fremde sich zum Gegner setzen ist nicht dasselbe wie das Eigene sich zum Ziel setzen. Im ersten Falle muss ich nur wissen, was des Fremden zu viel ist, und das ist leicht, aber das Eigene wirklich zu erlangen, das ist schwierig.

Ich habe in unserem letzten Report auf diese Fragen versucht, Bezug zu nehmen. Das Problem



Es ist eben ein Leichtes, Kritik zu formulieren, denn hier legen sich die Schwachstellen dem nur ein wenig geschulten Blick schon leicht von alleine dar, hier muss man nur bezugnehmen auf das, was sprachlich schon ausgebreitet vor einem liegt. Für die konkrete Ordnung, die man dagegen als Alternative aufrichten müsste, fehlt oft schon die Sprache selbst.



daran ist aber, dass eine solche Kritik selbst ja wieder negierend ist, und die „Remigration“ ist ja schon eine Negation. Es gibt diesen Kreislauf der Kritik, den man vielleicht als die Moderne bezeichnen könnte, aus dem man zu keiner positiven Konzeption mehr gelangt. Wenn man also, wie ich das getan habe, die „Remigration“ kritisiert, weil sie noch lange keine Reconquista einleitet, nämlich in einem innerlichen, seelisch-geistigen Sinne nicht, dann müsste man beschreiben, wodurch denn eine Renaissance unserer eigenen volklichen Substanz erreicht werde. Wenn man weiters kritisiert, dass die „Remigrations“-Lösung den gesamtgesellschaftlichen Rechtsruck ausbremsen könne, dann müsste man darauf eingehen: Wie im Gegenteil befördern wir ihn weiter? Wo ist das Ideal, in dessen Richtung wir uns bewegen wollen? Und wenn man schließlich anspricht, dass die „Remigration“ noch keine Antwort auf die demographische Katastrophe ist, in der wir uns längst befinden – ja wo steht dann die Antwort auf diese Königsfrage, bei der schon viel probiert wurde und sich nichts bessert!

Es ist eben ein Leichtes, Kritik zu formulieren, denn hier legen sich die Schwachstellen dem nur ein wenig geschulten Blick schon leicht von alleine dar, hier muss man nur bezugnehmen auf das, was sprachlich schon ausgebreitet vor einem liegt. Für die konkrete Ordnung, die man dagegen als Alter-



Als er sich langsam entfernt, dreht sich Wotan um und blickt traurig zu Brunnhilde zurück · Arthur Rackham, 1910

native aufrichten müsste, fehlt oft schon die Sprache selbst. Da braucht es fast ein Genie, um überhaupt die richtigen Wörter zu finden, all das zu umreißen, da ist ein Ringen darum, es dem Zuhörer begreiflich zu machen, was man doch selber in den Gedanken gar nicht ganz geklärt hat, denn vollständige Klarheit kann es hier nie geben. Vor allem aber kann der Kritiker es sich wohlfeil darin einrichten, darzulegen was besser gemacht werden müsste, ohne selber zu wissen, wie, oder es gar zu können! Wer aber einen positiven Bau aufrichten will, wer sagen will: dies ist gut, dies tue

man!, der muss den Mut zum Bekenntnis haben – und sich selber den Scharen an Kritikern ausliefern, die nur auf diese Gelegenheit gewartet haben, zuzuschnappen.

Und nun zurück zu Trump

Mit der Einsicht, dass es sich so verhält zwischen Rechten und Linken – dass also einerseits erstere nie eine recht geschlossene Einheit miteinander sind, während letztere eine militante Front bilden, und dass andererseits das Kritikerdasein in der Opposition eine wohlfeile Sache ist, die Herausforderung einmal in der Regierung konstruktiv Ordnung zu schaffen aber ein ganz anderes Kaliber – mit dieser Einsicht erst kann man das Übermenschliche ermesen, was Trump leistet.



Trump ist eine politische Ausnahmeerscheinung, weil er es wagt, den Wurf zu versuchen, immer und immer wieder. Das geht manchmal gut, manchmal nicht. Aber dass er es überhaupt tut, ist Größe. Fast alle Politiker heute tun es nicht.



Ist es nicht eine eigentümliche Neigung, wenn man auf der Rechten stets mit ausschweifenden Worten die übermächtige linke Hegemonie darlegt, gegen die man den Kampf aufgenommen habe, aber dann genau jenen Männern, die diesen Kampf dorthin tragen, wo es wirklich zählt, nämlich in die von dieser Hegemonie verschlungenen politischen und medialen Machtzirkel, mit viel Besserwissererei die Leviten liest? Es mag ja sogar alles daran stimmen, allein der Feind ist eben auch noch da, er schießt zurück, blockiert, verhindert, sabotiert, verfehmt. Jeder noch so kleine Erfolg muss ihm abgerungen, muss gegen zig eingesessene Widerstände durchgesetzt werden.

Jeder Blick in die Weltgeschichte der großen Männer lehrt das Drama, das sich in jeder Entscheidungsfindung abspielt. Der eine gewinnt ein Weltreich, weil er in scheinbar auswegloser Situation noch ausharrt, der andere verspielt es, weil er nicht früher den Rückzug antritt. Wie viele große Wendepunkte zu allen Zeiten hätten leicht ganz anders ausgehen können! Als Cäsar den Rubikon überschritt, was konnte er wissen, wie es ausgehen würde, ob diese Entscheidung der höchste Entschluss oder die größte Dummheit sei? Die Politik ist eben auch ein Spiel, bei dem die Würfel fallen, ohne dass wir in der Hand haben vorab, wie viele Augen uns die Würfel bald zeigen werden. Nach ihrer Zahl werden wir gemessen, aber wir haben immer nur den Wurf in der Hand, nicht das Ergebnis.

Trump ist eine politische Ausnahmeerscheinung, weil er es wagt, den Wurf zu versuchen, immer und

immer wieder. Das geht manchmal gut, manchmal nicht. Aber dass er es überhaupt tut, ist Größe. Fast alle Politiker heute tun es nicht. Trump aber ist ein Wotan, der mit den Runenstäbchen hantiert, die das Schicksal formen. Dass er oft nicht weiß, was er tut, das ist doch völlig klar! Wer wüsste es denn? Aber er weiß immerhin: dass es so wie bisher nicht weitergehen kann, dass man immerhin versuchen muss, die Stäbe durcheinander zu werfen. Das tut er. Und er hat gute Götter an seiner Seite. Er hat sich in vielerlei Hinsicht freigemacht von den unglaublich engen Fesseln, die man ihm in seiner ersten Amtszeit angelegt hatte. Auch hier aber galt: Was hätte er damals tun sollen? Im Grunde war es gar nicht „seine“ Partei gewesen, an deren Spitze er stand, und selbst die Spitze noch teilte er sich mit vielen aus der Politikgarde, die erfahrener, vernetzter, eingesessener waren als er.

Man kann nicht zugleich gegen alle Teams spielen. In einem System, das von diversen Interessengruppen beherrscht wird, kann man sich nicht allen Machtzirkeln verfeinden. Man muss sich auf die Seite einiger davon schlagen, man muss andere ausbalancieren, man muss *divide et impera* betreiben und die Schärfe des Schwerts für ausgewählte Ziele reservieren, bei denen man sich durchsetzen kann, um so vielleicht ein Zeichen zu geben und andere zur Raison zu bringen. Man manövriert eben tagaus tagein in strudelnden Gewässern und muss hoffen, sich dabei ein wenig Spielraum zu verschaffen und nicht zu oft auf Grund zu laufen oder an einem plötzlich auftauchenden Riff in Stücke zu schellen.



Fenris und Odin

Die Sagengestalt Wotan ist ident mit Odin
Dorothy Hardy, 1909



Kein Anführer ist fehlerlos, ja in jedem Gefolge gibt es für jede Handlung des Anführers unzählige Gefolgsleute, die es besser gewusst und gekonnt hätten als er. Das ist tatsächlich fast immer so, aber der Anführer hat eben die Aufgabe, all seine Gefolgsleute zugleich zu vertreten. Das kann nur er.



Vielleicht ist jede Kritik an mangelndem Purismus, so sachlich korrekt sie auch sein mag, immer schon insofern fehlgeleitet, als sie davon ausgeht, es gebe so etwas wie „die“ Basis. In Wahrheit hat ein Politiker, der mehr als das halbe Elektorat zu seiner Wahl bringen kann, aber nicht nur eine Basis, sondern notgedrungen mehrere, und diese Basen werden immer miteinander uneins sein, wem und wessen Programm der Gewählte nun eigentlich verpflichtet sei. Am Ende des Tages sind nämlich sowohl die Tucker Carlsons auch als die Ben Shapiros der Meinung, dass „ihr“ Kandidat nun auch „ihre“ politischen Prioritäten haben müsse. Trump wird eben von mehreren Seiten gezogen, jeden Tag prasseln zig Wünsche auf ihn ein, die in unterschiedliche Richtungen laufen. Wer die Zukunft nicht voraussehen kann, wird jedesmal wieder nur nach Geschick würfeln können. Trump hat Geschick. Niemand weiß, wie verheerend andere würfeln würden.

Es wäre ihm zu wünschen, dass er es schafft, ein integrativer Präsident für die Rechten zu bleiben, und dass umgekehrt alle Rechten die Bereitschaft aufbringen können zu einem gewissen Wohlwollen auch gegenüber Andersdenkenden im eigenen Lager. Integrationsfiguren vom Schlage eines Charlie Kirk, die die Gräben für uns überbrücken können, gibt es selten. Deswegen werden sie auch ermordet.

Fazit

Kritik ist eine Praxis, die sich für Intellektuelle schickt. Sie können, wie der Autor dieser Zeilen, sonst nicht viel anderes, darum enden sie als Autoren in einem Magazin wie dem unseren. Hier sind sie gut aufgehoben. Kritik darf scharf sein, sie muss

auch den Finger in die Wunden legen. Die Kritik an Trump ist eine Sache, die man auch von rechts betreiben muss.

Gleichzeitig aber muss sie ausgeglichen werden von einem Handeln nach außen, das auf Treue beruht. Kein Anführer ist fehlerlos, ja in jedem Gefolge gibt es für jede Handlung des Anführers unzählige Gefolgsleute, die es besser gewusst und gekonnt hätten als er. Das ist tatsächlich fast immer so, aber der Anführer hat eben die Aufgabe, all seine Gefolgsleute zugleich zu vertreten. Das kann nur er. Wir alle wissen und können mehr als Trump in dieser oder jeder Hinsicht. Aber er muss in allen Hinsichten zusammen etwas taugen, und wer könnte von sich behaupten, mehr zu vermögen an seiner statt?

Die Tugend, die auf der Rechten wieder gelernt werden muss, ist die Treue. Sie ist vielleicht die einzige Weise, durch die wir unsere internen Differenzen zurückstellen können im gemeinsamen Streben nach dem guten Leben. Man muss jenen immer treu sein, die sich für uns in die erste Reihe stellen und die Kugeln auf sich ziehen. Wir sind ihnen zu Dankbarkeit verpflichtet. Das betrifft nicht nur die politischen Anführer, die rechten Staatsmänner und Oppositionschefs, sondern auch all jene, die in ausführender Art eine rechte Politik umsetzen. Auch der Grenzschrützer, der Polizist oder Soldat, der in einer Stresssituation vielleicht eine fatale Entscheidung trifft, hat unsere Treue verdient, ebenso wie viele andere Mitbürger, die für unsere Sache täglich den Kopf hinhalten, auf die eine oder andere Weise.

Wir müssen lernen, den Fehlschlag zu kritisieren und nicht den Menschen, der sein Bestes gibt, aber auch fehlschlägt. Das gilt auch für Trump.

Die Entschärfer

Von Annika Stahn



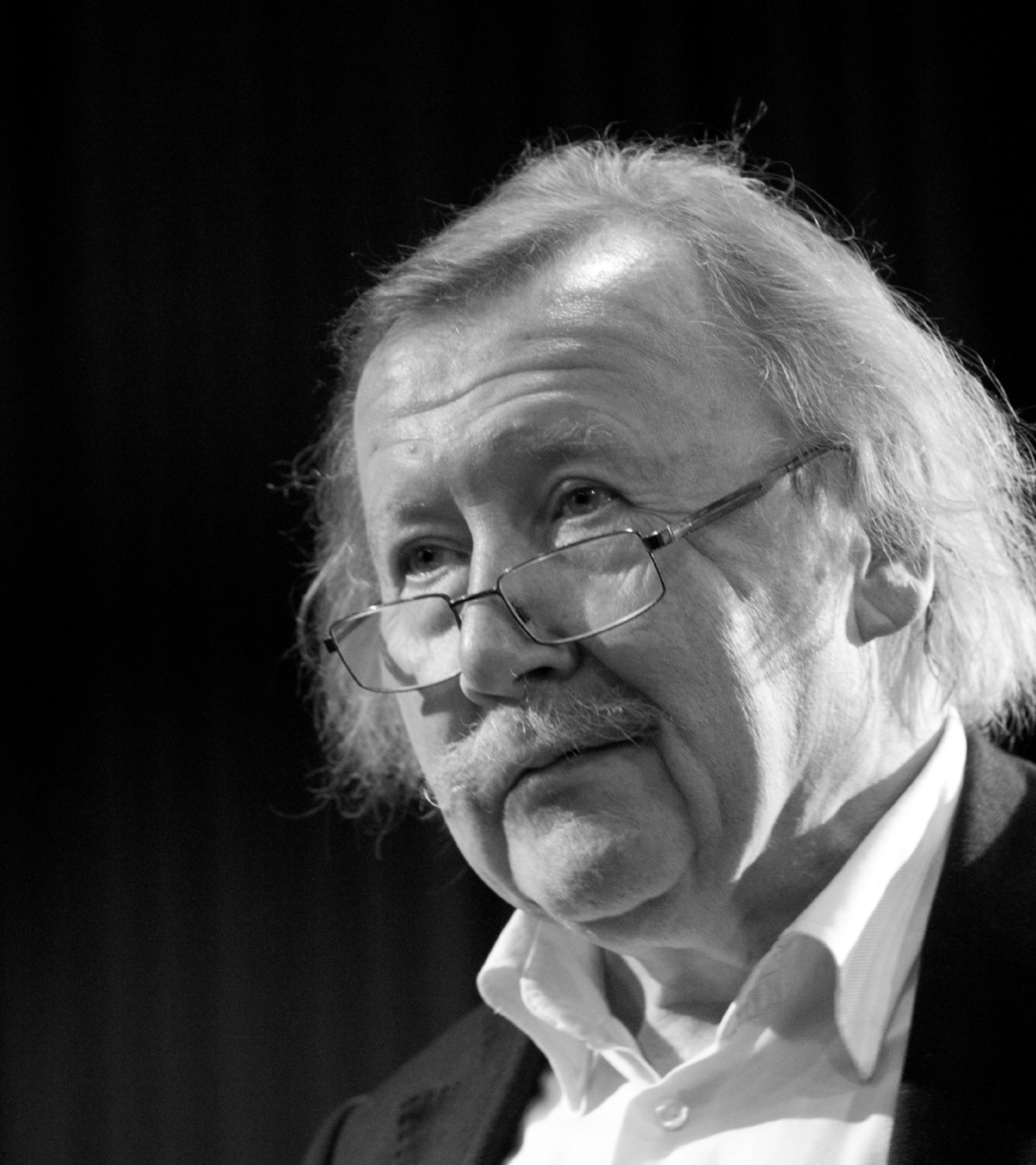
Trump sei Dank oder nicht: Die Demographie der Vereinigten Staaten befindet sich 2026 in einer historischen Umbruchphase. Zwei Entwicklungen stechen dabei hervor: Erstmals seit mehr als einem halben Jahrhundert verzeichnet das Land eine netto negative Einwanderung (also mehr Aus- als Zuwanderung), und parallel dazu steigt der Anteil weißer Geburten erstmals wieder leicht bzw. stabilisiert sich nach langem Rückgang, wobei freilich der Anteil nicht-weißer Geburten die 50-Prozent-Marke mittlerweile überschritten hat.

In medias res: Unter der zweiten Trump-Präsidentschaft und mit einer Verschärfung der Abschiebepolitik durch die Grenzschutzpolizei *U.S. Immigration and Customs Enforcement* (ICE) hat die Massenmigration ein Ende genommen. So vermeldete das *U.S. Census Bureau* im Januar 2026 für den Zeitraum Juli 2024 bis Juni 2025 noch netto 1,3 Millionen Zuwanderer. Für 2026 prognostiziert die Behörde mittlerweile nur noch etwa 300.000. Mehrere Analysen gehen, nicht zuletzt aufgrund von freiwilligen Ausreisen undokumentierter illegaler Einwanderer, sogar von negativen Werten aus: So erschätzte *Brookings Institution* für das Kalenderjahr 2025 eine Netto-Migration zwischen -10.000 und -295.000 Personen. Ähnlich berichteten *ABC News* und andere Medien 2026 von einem Stop der Zuwanderungsströme, wie es ihn seit den 1930er-Jahren, als Folge der Weltwirtschaftskrise, nicht mehr gegeben hat. Erwirkt wurde das durch politischen Willen: über eine Abschiebungskampagne mit 600.000 formellen Deportationen allein im Jahr 2025, über freiwillige Ausreisen unter Druck, über stark eingeschränkte legale Zuwanderung, über weniger Asylanträge und über einen Rückgang

irregulärer Grenzübertritte auf Rekordtiefststände durch eine harte Grenzschutzpolizei.

All das nimmt demographischen Sprengstoff aus dem System und unterstützt auch die Trendwende in der Geburtenstatistik. Der kontinuierliche Rückgang des weißen Geburtenanteils an der Gesamtbevölkerung hat sich in den letzten Jahren immer mehr verlangsamt oder sogar mittlerweile leicht umkehrt, teilweise eben auch, weil die Politik die Zuwanderung jüngerer, oft kinderreicher Migrantengruppen bremst und damit den relativen Druck auf den weißen Anteil mildert. Manche Beobachter interpretieren erste Stabilisierungszeichen bereits als leichten Anstieg im weißen Anteil an allen Geburten, auch wenn dieser aktuell noch unter 50 % liegt. Beide Phänomene hängen eben zusammen: Die scharfe Restriktion der Einwanderung reduziert den Zustrom jüngerer, meist nicht-weißer Bevölkerungsgruppen, was das Geburtengefüge verändert. Gleichzeitig altert zwar die weiße Bevölkerung weiter (mehr Todesfälle als Geburten), doch die demographische Dynamik verlangsamt sich, denn die Geburtenraten kollabieren mittlerweile auch in den bereits eingewanderten Bevölkerungsgruppen, während die Tore für neue migrantische Familien nicht mehr so weit offenstehen wie zuvor.

Überfremdung als ein langfristiges Phänomen hängt eben immer von der Fertilität ab. Einwanderergruppen, die selbst kaum Kinder kriegen, fallen hier auf lange Sicht nicht ins Gewicht, während umgekehrt der kontinuierliche Familiennachzug für aufnehmende Länder eine demographische Zeitbombe darstellt. In den USA scheint man gerade erfolgreich dabei zu sein, diese zu entschärfen.



Feuilleton

Peter Sloterdijk, 2014

Felix Lenitz

Der Kontinent ohne Eigenschaften

Europa zwischen Eigenschaftslosigkeit
und Latinität als autoritativer Form



Am 4. April 2024 hielt Peter Sloterdijk auf dem *Collège de France* zum Antritt der dortigen Jahresprofessur seine *Leçon inaugurale*, der er in Anspielung auf Musils experimentell-essayistischen Roman den Titel *Le continent sans qualités: des marques-pages dans le livre de l'Europe* gab. Bald folgte auf die Antrittsvorlesung ein eigenes, in zwei Eröffnungsreden und sieben Lektionen unterteiltes Buch, das sich unter äquivalentem Titel nun auf Deutsch dem vielgestaltigen geistesgeschichtlichen Gebilde widmet, welches wir so leichthin als „Europa“ bezeichnen.

Der bereits angeführte Vortrag, auf Deutsch „Erste Eröffnungsrede: Ausreden, Nekrologe, *Après-ludes*“ betitelt, bildet gemeinsam mit seiner „Zweite[n] Eröffnungsrede: Lateineuropa: Der Kontinent, das *imperium* und seine Übertragungen“ die Grundlage folgender Auseinandersetzung mit Sloterdijks kulturpolitischer Europa-Konzeption.

In der Vorlesungseröffnung, die im Französischen unter dem Buchtitel selbst und damit in unmittelbarem Bezug zu Musils *Der Mann ohne Eigenschaften* präsentiert wurde, nimmt der Autor durch eine weniger stringente als assoziative Beschreibung seines Gegenstandes erste, lo-



*Der Mann ohne Eigenschaften bezieht sich
skeptisch und reserviert auf sein eigenes Ich,
indem er auf eine innere Identifikation
mit den Qualitäten, den Erfahrungen und
Erlebnissen, die ihn ausmachen, verzichtet.*



ckere Charakterisierungen des Erdteiles vor, der wie kein anderer in den letzten Jahrhunderten den Globus geprägt hat. Immer wieder klingt dabei Musils Theorem der „Gestaltlosigkeit“ eines Kontinent *sans qualités* an, wird jedoch nicht systematisch entfaltet. Anders als der österreichische Schriftsteller, der mit dem genauso problematischen wie faszinierenden Konzept der „Eigenschaftslosigkeit“ über den Umweg der Ausführungen und Beschäftigungen seines in der „Reichshaupt- und Residenzstadt Wien“ ansässigen Protagonisten Ulrich eine ebenso subtile wie komplexe Diagnose der Moderne in unmittelbarem Zusammenhang der Katastrophe des Ersten Weltkriegs vorlegt, verwendet Sloterdijk nun diesen Begriff, um das gegenwärtige Europa in seiner allgemein gewordenen, krisenhaften Verfassung zu deuten. Der Charakter der europäischen Verhältnisse wird dabei kulturkritisch, beinahe polemisch entlang der oberflächlichen Wortbedeutung *sans qualités* beschrieben, ohne dass dabei die reflexive Durchdringung zur Geltung kommt, in der Musil sein Konzept poetisch verdichtet.

Der Romancier entwickelt in dem Komplex der „Eigenschaftslosigkeit“ eine in seiner theoretischen Konzeption gewandelt erscheinende *conditio humana* des modernen Menschen. Die existentiell verstandene Position eines konsistenten, unveränderlichen und freien Subjekts schwimmt in den literarischen Diskursen des Romans, in der Erörterung der darin stattfindenden Konversationen und Essays, die als ein stilistisches Motiv und Formprinzip in die ereignisarme Handlung verwoben werden, zu einer variablen Sammlung von Eindrücken, Empfindungen und Gewohnheiten. Angesichts der wissenschaftlichen Erkenntnisse der Moderne verliert das Ich seine zentrale Stellung. Der Mann ohne Eigenschaften bezieht sich skeptisch und reserviert auf sein eigenes Ich, in-

dem er auf eine innere Identifikation mit den Qualitäten, den Erfahrungen und Erlebnissen, die ihn ausmachen, verzichtet. Er nimmt sich selbst in einer ironischen Ambivalenz wahr, die ihn jenseits fester Charakterzüge, Verhaltensweisen und Denkmuster das Potenzial entdecken lässt, sich in vielen Möglichkeiten neu zu entwerfen. In der Unbestimmtheit, die ihn ausmacht – da er kein in sich geschlossenes Ich bildet – betrachtet er sich mit einer Offenheit, in deren Labilität zugleich ein schöpferisches Moment deutlich wird. Musil nennt diese poetisch-produktive Sichtweise und Haltung den „Möglichkeitssinn“ und arbeitet an ihm zugleich eine inhärent erfinderische und künstlerische Dimension heraus: „*So liebe sich der Möglichkeitssinn geradezu als die Fähigkeit definieren, alles, was ebensogut sein könnte, zu denken und das, was ist, nicht wichtiger zu nehmen als das, was nicht ist.*“

Folgt man Sloterdijks titelgebender Assoziation, so lässt Musils „Eigenschaftslosigkeit“ sich von seiner Grundkonzeption her mit der Situation vergleichen, in der Europa, als ehemaliger Mittelpunkt der Weltgeschichte, nun unsicher und gehemmt, nicht mehr im Stande dazu ist, sich in einem klaren Bild darzustellen. Er führt diese Übereinstimmung zwar nicht *expressis verbis* aus, deutet sie aber durch die Bezüge und die begrifflichen Obertöne seiner Argumentation an.

Die Eigenschaftslosigkeit, die Europa bedrängt oder gewissermaßen entkernt, wird dabei allerdings anders charakterisiert als Musils Position des modernen Menschen, der in einer reflexiven Beurteilung seiner eigenen Person nun eine neue Haltung zwischen den Ansprüchen einer präzisen, naturwissenschaftlichen Genauigkeit und einer daran anschließenden Mystik, dem „anderen Zustand“, formuliert. Europa zeichnet sich für Sloterdijk bereits zu Beginn



Die „Bewohner des Halbkontinents“ orientierten sich in dieser seltsamen gegenwärtigen Lethargie, nachdem sie über Jahrhunderte wie niemand sonst in die Geschehnisse der Welt eingegriffen hätten, gewissermaßen intuitiv an Odysseus' List, der, um Polyphems Rache zu entgehen, diesem vorgaukelt, sein Name wäre „Niemand“.



seiner Untersuchung durch eine schwer zu überwindende Unerreichbarkeit aus. Im gleichen Maß wie die politischen Repräsentanten des Kontinents sich ungeeignet zeigen, diesen darzustellen, „überlassen“ sich die „mittleren Europäer zwischen Lissabon und Stettin [...] der Verniemandung“ (S.14). Sie sind durch die vollständig durchschnittliche Gestalt ihrer Eigenschaften und folgerichtig ihrer Unauffälligkeit von einer ganz anderen Konstitution, als jemand, der sich „wie Robert Musils Romanheld in die Abgründe der Eigenschaftslosigkeit“ (S.11), also in ihre künstlerische, essayistisch-produktive Dimension versenkt.

Sloterdijk nimmt hier eine Unterscheidung zwischen Musils literarischer Bearbeitung und Europas Situation im 21. Jahrhundert vor, die weniger die Eigenschaftslosigkeit selbst, als den Umgang mit ihr thematisiert. Lässt der eine sich, da er ihr ausgesetzt ist, auf ihre gefährlichen Tiefen ein, die er proaktiv aufsucht, um aus dieser Konfrontation ein neues Lageverständnis des modernen Menschen und einen neuen Habitus zu entwickeln, so scheinen die anderen bereits an den seichten Stellen ihrer problematisch gewordenen Situation den Mut zu verlieren und sich zurückziehen zu wollen. Die Europäer entziehen sich der spezifischen Herausforderung ihrer geschichtlichen Situation.

Die „Bewohner des Halbkontinents“ orientierten sich in dieser seltsamen gegenwärtigen Lethargie, nachdem sie über Jahrhunderte wie niemand sonst in die Geschehnisse der Welt eingegriffen hätten, gewissermaßen intuitiv an Odysseus' List, der, um Polyphems Rache zu entgehen, diesem vorgaukelt, sein Name wäre „Niemand“. Durch ihr Unwissen oder ihr Desinteresse, mithin ihre sichtbare Eigenschaftslosigkeit, versuchten die Europäer sich der moralisch prekären Situation, in der sie sich vermeintlich aufgrund von Verfehlungen in ihrer Geschichte befän-

den, durch ihre Flucht „in die Niemandposition“ zu entziehen. Dadurch wollten sie „der von ihnen ausgelösten Sequenz von Ereignissen, die man die ‚Weltgeschichte‘ nannte“ (S.14), entgehen, die sich nun dazu anschickte, sich gegen Europa und die Europäer selbst zu wenden. Was oder wer sich hier – um in Sloterdijks Bild zu bleiben – wie Polyphem Steine schleudernd an der europäischen Zivilisation zu rächen wünschte, wird nur vage anhand ein paar weniger, letztlich autoaggressiv gegen Europa positionierter Personen oder Denkströmungen angerissen, bleibt aber im Grunde – wohl auch um es auf keinen Skandal ankommen zu lassen – unausgeführt.

Musil versucht in dem Theorem der „Eigenschaftslosigkeit“ und seiner spezifischen Unvoreingenommenheit einen mit dem Utopischen spielenden, schöpferisch-kreativen Möglichkeitssinn gegenüber einer oft als banal empfundenen Wirklichkeit zu behaupten, die dabei durch eine subtile Dekonstruktion ironisch hintertrieben wird. Sloterdijk dagegen hält in der Bezugnahme auf jenen Begriff eine immer grundsätzlicher werdende Durchschnittlichkeit fest, in der bestimmte Charakteristiken und Eigenschaften, die man Europa früher ohne weiteres hätte zuschreiben können, nun „im Modus wohltemperierter Unauffälligkeit“ (S. 11) verblassten. Handelt es sich bei dem einen also um ein zukünftiges Konzept, das zu einem gleichsam gestalterischen Umgang mit der Realität einlädt, so beschreibt das andere einen gegen die Vergangenheit gewandten Prozess der Ni-vellierung und Selbstaufgabe.

Nachdem er nun diesen gestaltlosen Hang der heutigen Europäer deskriptiv, aber doch mit einem ironischen oder beinahe polemischen Unterton herausgearbeitet hat, begibt sich Sloterdijk auf eine schmale Gradwanderung. Er unterzieht den post-



Der Philosoph beschränkt sich, auf unangenehme Aspekte von Verhältnissen hinzuweisen, zu deren Infragestellung er sich nicht nur nicht durchringen kann, sondern dagegen – so darf man vermuten – aktiv Stellung beziehen würde,



modernen *modus vivendi* Europas einer vorsichtigen, gleichsam liberal-konservativen Kulturkritik. Zugleich hütet er sich aber davor, die grundlegenden Annahmen und Dynamiken, die Europas gegenwärtige Situation bedingen, in Frage zu stellen oder zu verwerfen.

So moniert er, dass die Europäer „seit ihrem scheinbar definitiven Eintritt in die Kriegslosigkeit“ in einem Zustand nur mehr „verringerte[r] Daseinsbewahrung“ versetzt wären (S. 23). Ihr einziger Ehrgeiz bestünde darin, „daß der Unterschied zwischen Politik und Verwaltung beziehungsweise Demokratie und Versorgungswesen“ (S. 23) weiterhin in einer Rate verkleinert würde, wie es zwischen den 1950er- und den 1990er-Jahren der Fall war. Er vermeidet jedoch trotz dieser süffisant vorgetragenen Beurteilung jede konkrete personale oder strukturelle Kritik an dem politischen System Europas und seiner in seinen verschiedenen Institutionen eingebetteten Elite, so als bestünde zwischen der politischen Organisation Europas und seiner existentiellen Identitätskrise kein Zusammenhang. Beide, sowohl die politische Struktur als auch die Leute, die diese besetzen, werden vielmehr dort, wo sie Behandlung finden, positiv erwähnt, obwohl man bei eingehender Betrachtung annehmen muss, dass hier ein tiefer, innerer Konnex zu den leicht spöttisch vorgebrachten Umständen vorliegt, die Sloterdijk beschreibt.

Ebenso unterlässt er es, eine prinzipielle ideologische oder philosophische Kritik der herrschenden Verhältnisse zu erörtern, sodass man sich während der Lektüre fragen muss, warum Sloterdijk sich an der durch die „Kriegslosigkeit“ bedingten „verringerten Daseinsbewahrung“ überhaupt stört, da er



Rückseite einer römischen Tetradrachme mit Adler, 54-68 n. Chr.

es mit keinem Wort unternimmt, eine alternative Sicht auf die Dinge zu werfen, an deren Ende man den Krieg oder die durch ihn ausgelöste existentielle Zuspitzung, die thymotischen Regungen des Menschen, auch in anderem Zusammenhang sehen könnte, als man es in Europa aus pazifistischem Reflex heraus gewohnt ist zu tun. Der Philosoph beschränkt sich, auf unangenehme Aspekte von Verhältnissen hinzuweisen,

zu deren Infragestellung er sich nicht nur nicht durchringen kann, sondern dagegen – so darf man vermuten – aktiv Stellung beziehen würde, sobald jemand sich anschickte, eine grundsätzliche Kritik zu formulieren oder ein anderes Europa zu entwerfen, das sich anschickt, die von ihm skizzierte Problematik selbstbewusst in Angriff zu nehmen und sie zu überwinden.

Dieser Widerspruch zeigt sich besonders deutlich dort, wo er sich zu konkreten Entitäten der politischen Organisation Europas äußert, da plötzlich alle kritischen Töne zugunsten eines beinahe pathetisch wirkenden Lobs verdrängt werden. Die Probleme, die er zuvor unspezifisch herausgestellt hat, finden hier keine Erwähnung mehr. So handelt es sich bei der Europäischen Union nach Sloterdijk um „eine politische Improvisation [...], die in den Drehbüchern der Weltgeschichte nicht vorgesehen war“ (S. 27f.), denn: „[d]er Quasi-Kontinent hat einen politischen Großkörper geschaffen, der ungeachtet seines Umfangs weder die Gesinnung noch das Gebaren eines Imperiums an den Tag legt“ (S. 28).

Zum Auftreten der EU in der Welt, aber auch in Europa selbst, muss hier kein Wort verloren werden. Die über die letzten Jahre im In- und Ausland akkumulierten Schlagzeilen zeichnen ein reichlich un-



Zum Auftreten der EU in der Welt, aber auch in Europa selbst, muss hier kein Wort verloren werden. Die über die letzten Jahre im In- und Ausland akkumulierten Schlagzeilen zeichnen ein reichlich unvorteilhaftes Bild.



vorteilhaftes Bild. Es genügt zu konstatieren, dass Sloterdijk hier weniger vielleicht mit seiner Einschätzung der EU als einem politischen Gebilde, das sich zu keinem souveränen Auftreten durchringen kann, als mit der lobenden Suggestion unrecht hat, mit der er diesen Umstand seinen Lesern darstellt. Tatsächlich verhindern sowohl ihre interne Fragmentierung als auch ihre Abhängigkeit gegenüber anderen Mächten, allen voran den USA sowie ihrer die europäische Personalpolitik bestimmenden transatlantischen Netzwerke, von vornherein jede eigenständige imperiale Machtentfaltung. Erstaunlich ist hierbei der Unwille oder das Unvermögen Sloterdijks, die von ihm als „Eigenschaftslosigkeit“ charakterisierte Identitätsstörung Europas mit den politischen, administrativen und ideologischen Gegebenheiten in Verbindung zu bringen, die dieses Europa strukturieren und bestimmen. Vielmehr wird der postimperiale Zustand Europas als etwas Positives wahrgenommen, obwohl eben diese Verfassung mit allen ihren Konsequenzen einen zentralen Faktor europäischer Eigenschafts- und Orientierungslosigkeit ausmacht.

Die gedanken- und assoziationsreichen Ausführungen von Sloterdijks erster Eröffnungsrede bieten auf diese Weise eine interessante Lektüre, an der man, neben oft geistreichen Bildungsbezügen, vor allem die zögerliche Haltung, die intellektuelle Uneindeutigkeit und Ziellosigkeit einer noch aus dem vergangenen Jahrhundert stammenden bürgerlichen Sekurität im Umgang mit sich zunehmend verschärfenden politischen oder kulturellen Problemstellungen studieren kann. Beispielhaft lässt sich hier eine für sein Milieu helllichtige, im Übrigen sich allerdings geradezu aufdrängende Beobachtung (S. 23f.)



Rückseite einer russischen 3-Kopeken-Münze mit Doppeladler, 1860

anführen, der Sloterdijk trotz der Schärfe seines Denkens ratlos und resignativ gegenüber zu stehen scheint, obwohl sich an ihr Europas Schicksal und form im 21. Jahrhundert entscheiden wird:

„Der Eindruck läßt sich nicht abweisen, ‚Welt‘ ereigne sich seit längerem anderswo, und wir selbst seien in den Rest geraten.“

Soweit anhand der Ausführungen des ersten Teils versucht wurde, einen Einblick in Sloterdijks ursprüngliche Eröffnungsrede und damit in eine erste Problembeschreibung des momentanen Europas zu geben, so verschiebt sich nun der Fokus auf seine „Zweite Eröffnungsrede“ mit dem Titel „Lateineuropa: Der Kontinent, das *imperium* und seine Übertragungen“. Hier unternimmt der Autor einen ersten Versuch, Europa als Phänomen hinsichtlich einer konkreten Charakteristik, einer Eigenschaft oder einer Form zu verstehen, anhand derer es sich in der Vergangenheit organisiert hat. Die in dieser Rede mitgeteilten Gedanken lassen sich gut auf die zuvor bereits thematisierte politische Problemstellung Europas, auf seine „Eigenschaftslosigkeit“ beziehen.

Peter Sloterdijk schickt sich hier dazu an, Rom, das Imperium Romanum, als eine Grundform, ein Muster oder einen gestaltgebenden Anknüpfungspunkt zu beschreiben, der im Laufe der europäischen Geschichte immer wieder dazu verwendet wurde, Herrschaft zu legitimieren und ihr einen imperialen Stil zu verleihen. In diesem spiegelte sich der Ordnungsanspruch Roms. Das Bild des Römischen Reiches diente dabei nicht nur als ein Inventar, aus dem je nach eigenen Vorlieben, Ansprüchen oder politischen Gestaltungswünschen Versatzstücke genommen und auf den spezifischen Zweck in der jeweili-



*Europa verstehen bedeutet daher zunächst:
die Metamorphose eines Gebildes verstehen, in dessen
Zentrum die imperiale Funktion Roms am Werk bleibt.*



gen Zeit übertragen wurden. Sloterdijk skizziert mit dem Bezug auf antike Formelemente vielmehr einen Aneignungsprozess, der durch explizite und implizite Rückgriffe auf diesen ersten, weite Teile Europas umspannenden Herrschaftsentwurf das Imperium Romanum in regelrechten Neuinszenierungen zur Aufführung bringt. Die europäischen Reiche – und selbst die USA als ein in Teilen noch quasi-europäisches Imperium auf außereuropäischem Boden – bemühen sich über ein Jahrtausend hinweg, den herrschaftlichen Charakter Roms anhand polit-dramaturgischer Übersetzungsversuche sowie polit-ästhetischer Variationen und Verwandlungen in die Zusammenhänge ihrer Zeit zu transponieren.

„Europa verstehen bedeutet daher zunächst: die Metamorphose eines Gebildes verstehen, in dessen Zentrum die imperiale Funktion Roms am Werk bleibt.“ (S. 36f.) Der in der Überschrift bereits angeführte Begriff der Latinität illustriert dafür einen politischen und ästhetischen Stil, eine anschauliche Form, die den spezifischen römischen Ausdruck von Herrschaft, den Befehl und mit ihm das imperium transportiert und in seine verschiedenen temporären Ausdifferenzierungen begleitet.

„Imperium nannte man seit den Tagen der Republik die zeitlich und räumlich präzise beschränkte Befehlsgewalt des Oberkommandeurs der römischen Truppen. Imperium hieß schließlich der Gesamt- raum, in dem von Rom ausgehende Befehle befolgt werden mussten. [...] Das originale Stück, um dessen Wiederaufführung es in ‚Europa‘ gehen wird, heißt Imperium Romanum.“ (S. 36)

Auf seine gewohnt spielerische Art, die es immer wieder durch ironische Schlaglichter verhindert, Pathos um den imperialen Gedanken aufkommen zu lassen, den er im Begriff ist zu entwickeln, führt Sloterdijk von der Katholischen Kirche bis zum Heiligen Römischen Reich viele Verbindungslinien zum römischen Imperium an. In einer unbefangenen Wen-

dung zieht er schließlich sogar dessen Untergang als eine „Fiktion“ (S. 44) in Zweifel. Denn nicht zuletzt *„im latinophon überformten Westen [durchlief das Imperium Romanum] einen Gestaltwandel, der es nahelegt, weniger von einem Untergang als von mehreren Übergängen zu sprechen. In dramaturgischer Sicht ist das Römische Reich bis heute nicht ‚untergegangen‘.“* (S.44)

Insofern man Sloterdijk hier in seiner polit-kulturellen Hermeneutik zustimmt, muss man auch den auffallend imperialen Charakter der modernen europäischen Staats- und Herrschaftsgründungen zur Kenntnis nehmen, sowohl was ihren Anspruch, ihre Machtausübung, aber auch ihr damit verbundenes Dekor anbelangt. Diese besondere Formfindung europäischer Staatlichkeit bleibt dabei also keineswegs auf eine vermeintlich „nachrömische“ Zeit oder das Mittelalter beschränkt, als zum Beispiel Otto der Große beanspruchte, „das Römische Reich als ein Gebilde politischer Heilsträchtigkeit zu erneuern“ (S. 45). Sie durchdringt die vielgestaltigen Organisationsformen von Herrschaft in Europa bis in die Moderne. Auf solche Weise griff die stilbildende römisch-imperiale Handschrift maßgeblich in den Formungsprozess der modernen Staatlichkeit ein, den er als eine Art von Gestaltungsprinzip sowohl äußerlich, in der Expansion über die europäischen Grenzen hinaus, als auch innerlich, in seiner internen Konsolidierung, beeinflusste.

„Um das Phänomen Europa zu verstehen, muss man also beobachten, wie sich am Ende des Mittelalters die Kristallisation von Staaten auf ‚eigenen‘ Territorien zugleich mit den Vektoren des Befehlens in die Ferne entfaltete [...]. Auch die Territorien der späteren europäischen Nationen sind als Räume innerer Imperialität angelegt.“ (S. 41)

Der lateinisch-imperiale Staats- und Reichsgedanke konstituiert, gestützt auf eine klare Befehlsgewalt und Ordnungsvorstellung, ein integrales Moment



Die Europäer“ wären schließlich „entschlossen“, so erklärt er, „ihre imperialen Vergangenheiten durch Zustimmung zu einem dezidiert neuartigen post-imperialen modus vivendi hinter sich zu lassen.



europäischer Herrschaft. Er geht damit jeder allein nationalen Ordnung voraus und übersteigt sie, ohne sie deshalb von vornherein kategorisch zu entwerfen oder aufzulösen.

Sloterdijk führt all diese Überlegungen zwar mit einer gewissen Sprunghaftigkeit, aber doch mit einer anregenden Umsicht aus, in der er die verschiedenen, auf Rom deutenden Bezüge zu einer überzeugenden Untersuchung verwebt, in deren Verlauf Europa eigene Züge und Formen zu entwickeln scheint, die man durchaus, in Kontrast zu Sloterdijks anfänglicher These, als Eigenschaften lesen könnte. Doch hier beginnt das Problematische an Sloterdijks Analyse.

Verstünde man nun diese Eigentümlichkeiten und Merkmale als eine nach wie vor gültige und prägende polit-ästhetische Kategorie, die die Konzeption paradigmatischer europäischer Herrschaft, hier in der Tradition Roms, als einen autoritativen Akt, als Befehl anschaulich werden ließe, so handelte man sich wohl heftigen Widerspruch vonseiten des Autors selbst ein. Sloterdijk verschließt sich dieser Lesart für ein gegenwärtiges Europa ausdrücklich. Es macht dabei weniger den Eindruck, als ob er dies aus grundsätzlich philosophischen Überlegungen, als vielmehr aus persönlichen liberal-ideologischen Befindlichkeiten ablehnte. Denn nachdem er die lateinisch-imperiale Tradition anhand vieler Facetten in den historischen Realisierungen von Ordnung und Staatlichkeit in Europa herausgearbeitet hat, scheint er stellenweise geradezu stolz und froh darüber zu sein, diesen Bezug, das formgebende Muster Roms, mit einem einfachen Verweis auf den für die heutige Zeit postulierten *status quo* verwerfen zu können. „Die Europäer“ wären schließlich „entschlossen“, so erklärt er, „ihre imperialen Vergangenheiten durch Zustimmung zu einem dezidiert neuartigen post-imperialen *modus vivendi* hinter sich zu lassen“ (S. 61).

Was hier in Sloterdijks Feststellung zunächst den Anschein einer rein deskriptiven Schilderung erweckt, verliert bei näherem Hinsehen von seiner scheinbaren Eindeutigkeit. Der Autor hat an dieser Stelle die Rolle eines Chronisten bereits still verlassen und kehrt affirmativ zu seinem ein wenig eindimensionalen Theorem der „Eigenschaftslosigkeit“ zurück.

Er fingiert einen objektiven Befund, auf den er sich durch seine Beschreibung festlegt. An diesem Punkt hört er auf, zu argumentieren; er setzt fest, wo er nur zu konstatieren vorgibt, und dekretiert damit einen neuen *modus vivendi*, ohne anzuführen, worum es sich dabei konkret handelt und wie er beschaffen wäre. Zentral ist allein, dass die diagnostizierte Eigenschaftslosigkeit, jener Zustand *sans qualités* durch Sloterdijks gewandte Darstellung in der Realität eines unhintergebar wirkenden *status quo* festgeschrieben wird, der jedoch in der Art, wie er postuliert wird, in einen scharfen Gegensatz zu Musils Möglichkeitssinn tritt. Denn durch eben diese Festsetzung unterschlägt Sloterdijk die konjunktivische Funktion von Musils Konzeption geradezu, deren offener, produktiver Dimension er in seinen Ausführungen, so scheint es, bewusst keinen Raum gibt. Musil dagegen kennzeichnet den schöpferischen Zug des Möglichkeitssinns wie folgt: „...und wenn man ihm von irgendetwas erklärt, dass es so sei, wie es sei, dann denkt er [der Besitzer des Möglichkeitssinns, Anm.]: Nun, es könnte wahrscheinlich auch anders sein.“

Ein solches künstlerisches Moment in Musils Eigenschaftslosigkeit, dieses „Nun, es könnte wahrscheinlich auch anders sein“, fehlt völlig in Sloterdijks zeitkritischer Europa-Analyse, wodurch diese entscheidend hinter den theoretischen Möglichkeiten der schon im Titel seines Buches verarbeiteten literarischen Anspielung zurückbleibt. Sloterdijk zementiert Europa auch gedanklich in seinem gegenwärtigen *status quo* ein, ohne Möglichkeiten oder



*Hier erweist sich Sloterdijks liberal-konservative
Besetzung des musilschen Begriffs als fatal.*



Denkanstöße aufkommen zu lassen, die es erneuern oder anhand von Aspekten seiner geschichtlichen Prägung verändern könnten.

Sein Befund, der die Charakterisierung von Europas „Eigenschaftslosigkeit“ gegen alle Alternativen und kreativ-hervorbringende Ansätze auch im Umgang mit der eigenen Vergangenheit abschirmt oder zumindest unthematisiert lässt, wird damit als eine Verweigerungshaltung deutlich, die aus einer einseitigen und oft grob vereinfachten Lageanalyse, vor allem aber aus der Unfähigkeit zum Ausbruch aus impliziten ideologischen Denk- und Handlungsmustern Europas Orientierungslosigkeit verabsolutiert, anstatt zu versuchen, sie anhand eines schöpferischen Impulses in eine mögliche, gestaltbare Zukunft zu transzendieren. Rom, seine Latinität als die Möglichkeitsform eines zukünftigen Europas, das zu sich selbst kommend, einen eigenen polit-ästhetische Stil und seine imperiale Kultivierung entwickelt, scheint dabei keineswegs notwendigerweise an ein Ende gekommen zu sein.

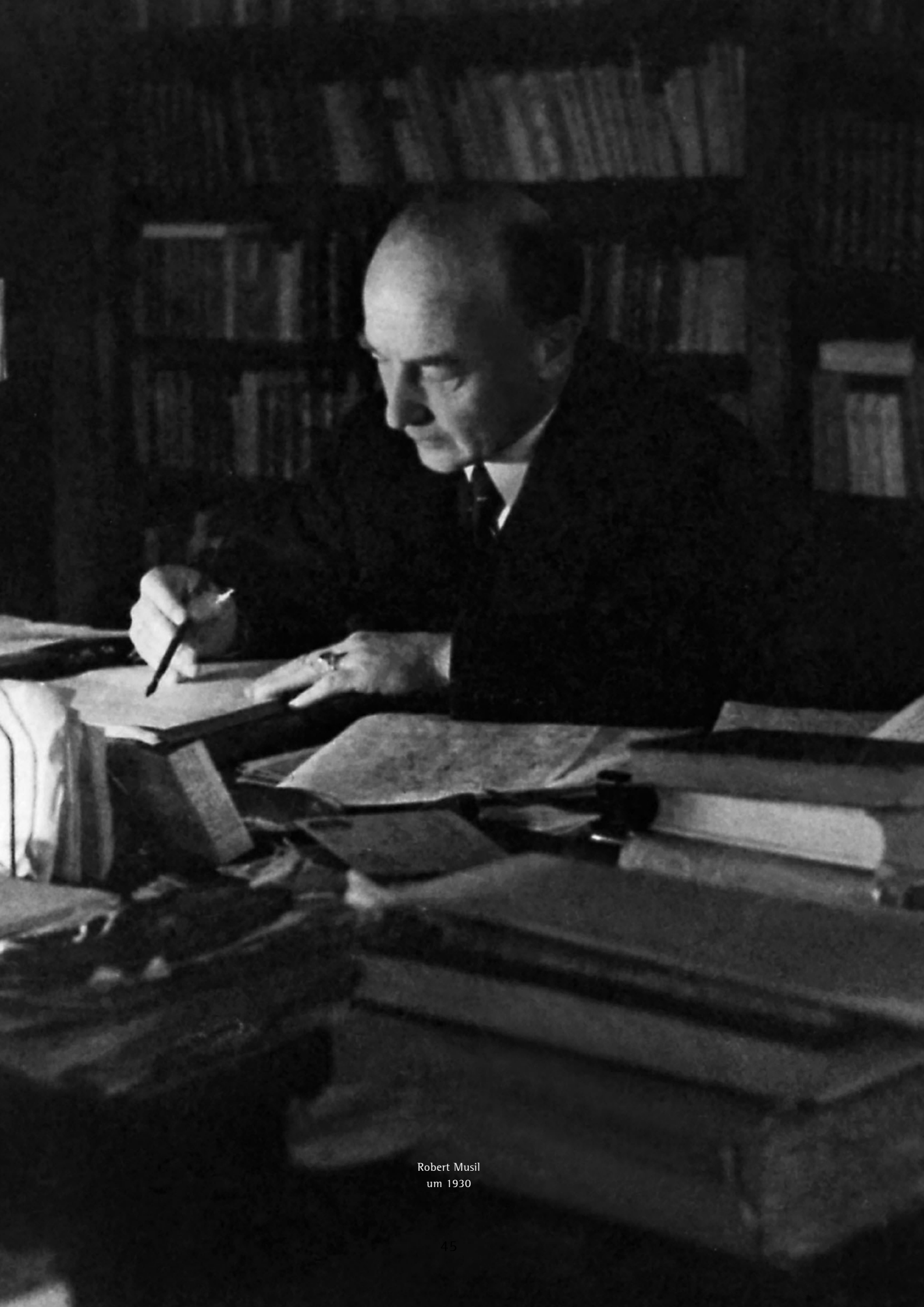
Hier erweist sich Sloterdijks liberal-konservative Besetzung des musilschen Begriffs als fatal. Er beruft sich zwar auf dessen Roman, übergeht jedoch die darin entwickelte Methode schöpferischer Offenheit gegenüber dem Möglichen, das in der versuchsweisen, essayistischen Reflexion eine definitive Gestalt behaupten kann. So erlaubt bei Musil eine gewisse Distanz des Menschen zu seinen Eigenschaften und Charakteristiken bzw. eine hypothetische Zugangsweise zur vorgefundenen Wirklichkeit eine intellektuelle und ästhetische Aufgeschlossenheit für einen produktiven Umgang mit noch unrealisierten, theoretischen Möglichkeiten, die bis ins Utopische reichen können. Dem Essayismus bzw. der Form, die darin „das innere Leben eines Menschen in einem entscheidenden Gedanken annimmt“, kommt eine besondere, die Wirklichkeit künstlerisch gestaltende Intensität zu:

„Ein mögliches Ereignis oder eine mögliche Wahrheit sind nicht gleich wirklichem Ereignis und wirklicher Wahrheit weniger dem Werte des Wirklichseins, sondern sie haben, wenigstens nach Ansicht ihrer Anhänger, etwas sehr Göttliches in sich, ein Feuer, einen Flug, einen Bauwillen und bewußten Utopismus, der die Wirklichkeit nicht scheut, wohl aber als Aufgabe und Erfindung betrachtet.“

Sloterdijk fixiert dagegen durch sein Bild eines Europas *sans qualités* von vornherein einen Zustand, der jede Anknüpfung an sorgsam herausgearbeitete Gestaltungsformen der Vergangenheit verhindert, ohne eine zukünftige Richtung für Europa jenseits des ihm attestierten Bedeutungsverlustes vorzuzeichnen. So legt er durch einen geistvollen Blick auf die Historie die Tradition eines lateinisch-imperialen Stils frei, blockiert allerdings die Übertragung dieser Ausdrucksmöglichkeit auf gegenwärtige oder zukünftige Zustände präemptiv durch eine inkonsequente Affirmation der bestehenden Verhältnisse.

Als solcher ist Sloterdijk in seinen Untersuchungen nicht mehr in der Lage dazu, den geistigen Angriffspunkt für dasjenige zu formulieren, was in der von ihm ausgemachten Problemkonstellation noch als ein strukturierendes, hervorbringendes Moment in die Verfassung Europas eingreifen könnte. In seiner intellektuellen Funktion scheint er nur mehr *pars pro toto* als die Figur einer in Jahrzehnten der bürgerlichen Unentschiedenheit orientierungslos gewordenen *classe dirigeante* vor uns zu stehen, in deren honorierten Reihen er sich auf seine alten Tage behaglich einrichtet.

Der Autor bleibt damit genauso wie der von ihm als „eigenschaftslos“ diagnostizierte Kontinent hinter den Anforderungen der Zeit zurück, anstatt nach Musil „einen Bauwillen und bewußten Utopismus“ zur produktiven (Re-)Etablierung eigener Formen und Register zu entwickeln, die zur Behauptung in einem multipolaren Weltgeschehen taugen.



Robert Musil
um 1930

Adharas Stimme



Wenn man heutzutage jemanden fragt, was das genuin Europäische sei, dann erhält man als Antwort stets etwas, das einen historischen Schritt auf den Individualismus hin darstellt. Der Humanismus etwa sei europäisch: die Entdeckung des Menschen als Maß der Dinge, in Freiheit, Würde und Vernunft. Oder die Renaissance: die Neudeutung und Fruchtbarmachung der antiken Anschauung für den Ausbruch aus der mittelalterlichen Einheitswelt. Auch die Reformation: die Fokussierung auf das gläubige Individuum und das religiöse Gefühl in ihm. Und die Religionsfreiheit: das Toleranzprinzip, das im Westfälischen System zum Durchbruch gelangt. Die Aufklärung natürlich: ihre emanzipatorischen Prinzipien, die moderne Wissenschaft und das mechanistische Weltbild. Und der deutsche Idealismus vielleicht auch, der Gott durch die Idee ersetzt, wie auch der Materialismus, der sie auf den Stoff bringt.

Europa, so scheint es, hat gar keine eigene Kultur, sondern besteht in der fortlaufenden Wegbewegung von seiner ererbten kulturellen Gestalt hin auf den immer stärkeren Durchbruch des Individuums zu seinem eigenen Rechte. Das ist die modernistische Sicht, die zur Grundlage unserer Gesellschaft geworden ist. Die alten, die eigentlichen Kulturinhalte Europas – die christlichen Glaubensdogmen, das griechische Lebensideal, die römische Staatsidee und das germanische Kriegerethos – werden

heute durchgängig negiert und die Abkehr von ihnen als der Fortschritt verstanden, der Europa ausmache. Das ist fatal. Alle heutigen Probleme lassen sich auf die seelische Leerstelle zurückführen, die in den Völkern Europas den Sinn für das Eigene durch die Orientierungslosigkeit permanenter Experimentier- und Aushandlungsprozesse ersetzt hat.

Wer ein europäisches Europa will, müsste den Kontinent für das Kreuz wiedergewinnen, Gott wieder eine Wohnung bereiten in seiner Christenheit. Er müsste die Jugend der richtigen Ordnung nach die Künste lehren: das rechte Anschauen und Herstellen schöner Dinge, das rechte Philosophieren und Musizieren, das Trainieren des Leibes, das Dichten, in allem das rechte Ausführen sittlicher Handlungen. Er müsste das reichische Interregnum beenden und anstelle der bürokratischen Parteienstaaten den Völkern wieder eine imperiale Mitte geben, eine Leitung zu gemeinsamer Wirksamkeit nach außen. Und er müsste ein wehrhaftes Menschentum fördern, demographische Stärke bei gleichzeitigem Streben nach dem Besten in jedem Einzelnen.

Europa hat der Welt das Geschenk des Individualismus gemacht. Das ist wertvoll, es ist etwas Besonderes. Aber das Geschenk ist gemacht. Es darf Europa nicht daran hindern, nun auch wieder zurückzukehren zu den Formen, die überlebensfähig sind.

Adhara

Impressum



Medieninhaber: Freiheitlicher Arbeitskreis Attersee, Blütenstraße 21/1, A-4040 Linz, Tel.: 0732 736426, E-Post: verein@atterseekreis.at · Herausgeber: ParlRat. Mag. Norbert Nemeth · Redaktionelle Gestaltung: Jörg Mayer, B.A. · Art Director, Bildredakteur: Prof. Dr. Gerhard Rihl

Der Attersee Report behandelt Fragen von gesellschaftlicher und politischer Bedeutung. Er ist ein Produkt des Vereins Freiheitlicher Arbeitskreis Attersee. Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben die Meinung der Autoren wieder und liegen in ihrer Verantwortung. Die Beiträge bewegen sich innerhalb der gesetzlichen Grenzen der Meinungsfreiheit. Ausführliche Informationen zu unseren Datenschutzbestimmungen finden Sie unter atterseekreis.at/datenschutz.

Bildnachweis. (Abkürzungen: (b)=bearbeitet; WCg=Wikimedia Commons, gemeinfrei): S. 1, 3, 5, 48: Alamy / History and Art Collection · S. 2: Alamy / Heritage Image Partnership Ltd · S. 4, 6-7: Alamy / The Granger Collection · S. 9: AKG / Vatikanische Museen · S. 10: akg-images / Bildarchiv Steffens · S. 11: Büro Rihl · S. 13: akg-images / Paul Almasy · S. 14: ullstein bild · S. 15: akg-images / Gert Schütz · S. 17: Votava (SPÖ Presse und Kommunikation) (https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Bruno_Kreisky_1983.jpg), „Bruno Kreisky 1983“, <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/2.0/legalcode> · S. 18: Bundesarchiv, Bild 183-08618-0005 / Sturm, Horst / CC-BY-SA 3.0 (https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Bundesarchiv_Bild_183-08618-0005,_Berlin,_2._Volkskammersitzung,_Bildung_DDR-Regierung.jpg), „Bundesarchiv Bild 183-08618-0005, Berlin, 2. Volkskammersitzung, Bildung DDR-Regierung“, <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/3.0/de/legalcode> · S. 19: WCg · S. 20: WCg · S. 4, 22-23: Alamy / Geopix · S. 24: Alamy / Geopix · S. 25: Alamy / Geopix · S. 27: Alamy / Sebastian Goll · S. 28: Alamy / Sebastian Goll · S. 30: Heritage Images / Historica Graphica Collection / akg-images · S. 31: Heritage Images / Historica Graphica Collection / akg-images · S. 33: WCg · S. 35: WCg · S. 4, 36-37: Marion Kalter / akg-images · S. 40: Alamy / Ilan Amihai · S. 41: Alamy / Pavel Sytilin · S. 45: Alamy / INTERFOTO · S. 46-47: Pixabay · Illustrationen auf S. 1, 35, 46, 48: Büro Rihl



Atterseekreis

frei denken

www.attersee-forum.at

Österreichische Post AG

Sponsoring.Mail

14Z040199 S

Freiheitlicher Arbeitskreis Attersee

Blütenstraße 21/1, 4040 Linz